Demokritisches
Taschenbuch
oder
Scherz nach dem Leben.
für das Jahr 1800.

Herausgegeben von einem unächten Seitenverwandten des weil: berühmten

Grafen Donamar.

Mit satyr. Kupfern.

Erfurt
in der Henningsschen Buchhandlung.

Demokritisches

Taschenbuch,

oder

Scherz nach dem Ernste.

Herausgegeben

von

einem unächten Seitenverwandten,
des weiland berühmten Grafen
Donamar.

Erfurt,
in der Henningsschen Buchhandlung.
1800.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenfi.

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

des heil. R. R. Fürsten

zu

Thurn und Taxis,

Graf zu Valsassina, Freiherr zu Impden, Herr der freien Reichsherrschaft Eglingen und Osterhofen, auch der Herrschaften Demmingen, Markt Dischingen, Trugenhofen, Ballmertshofen, Duttenstein, Wörnertheim, Reimum und Neuschaben, der souveränen Provinz Hennegau Erbmarschall, wie auch Erb-General und Obrist-Postmeister, im heil. R. R., Burgund und den Niederlanden 2c.

in tiefster Ehrfurcht

unterthänigst gewidmet

von der

Verlagshandlung.

Zueignung

an

Ihre Ungeborenen, die Nachwelt.

Ungeborne

gnädige und unbeſtechliche

Generalweltrecenſentin.

Im Gefühle der tiefen Unterthänigkeit, mit dem ſich die Gelehrten in ihren Zuſchriften den hohen Gönnern empfehlen, die dieſe Zuſchriften nicht leſen, nahe auch ich mich ehrfurchtsvoll dem Recenſenten-Stuhle Ew. Ungebornen, und ziehe mein Taſchenbuch aus der Taſche, um es wieder

hineinzustecken, überzeugt, daß Ew. Ungebornen es nicht nur nicht lesen, sondern nicht einmal beurtheilen werden. Wenn ich bedenke, was Ihnen seit einigen Jahrtausenden zu lesen und zu beurtheilen zugemuthet wird, und mir dennoch einbilden wollte, daß Sie sich sogar um Taschenbücher bekümmerten, müßte ich glauben, daß Sie vom Recensiren sich nährten, was denn doch, indem Ew. Ungebornen keiner Nahrung bedürfen, wohl nicht der Fall seyn wird. Woher

sollten Sie aber auch nur die Zeit nehmen, alles das zu durchblättern, was für Sie geschrieben, geschweige was, wie dieses Taschenbuch, nicht für Sie geschrieben ist? Und doch bin ich weit entfernt, mich und mein Taschenbuch außer aller Verbindung mit Ihnen zu denken. Was ich unmittelbar zu erreichen nicht einmal träumen darf, wird mir mittelbar nicht fehlen. Ew. Ungebornen haben, wie ich höre — meine Landsleute, die Deutschen, versichern es einstim-

nig — ſeit einiger Zeit Miniſter und Stellvertreter ernannt, die in Ihrem Namen urtheilen, und ſich von ihren Entſcheidungen rühmlich nähren. Dieſe Areopagiten wiſſen ſo genau voraus, was Ew. Ungebornen wahre Meinung iſt, daß ſie uns ſogar Dero Empfindungen vorläufig mittheilen. Wie oft hörte man nicht ſeitdem die Redensarten: „Die Nachwelt wird ſich wundern; die Nachwelt wird ſtaunen, u. ſ. w.“ Und unter dieſen ehrwür-

digen Miniſtern und Stellvertretern der Nachwelt zeichnen ſich, nächſt den politiſchen Kannengießern keine ſo glorreich aus, wie die berühmteſten unſrer deutſchen Recenſenten. Dieſe ſind es, die, voll heroiſchen Selbſtvertrauens, nicht wie die automatiſchen Rieſen mit ihren Dreſchflegeln vor dem Schloßthore des groſſen Mannes Angulaffer, ſondern als Genien in der Glorie der Unſterblichkeit vor dem Richterſtuhle Ew. Ungebornen ſtehn, und auf Dero,

wenn gleich noch nicht publicirten Befehl, in Ihrem Namen Recht sprechen. Zweifeln, ob die Dekrete und Bescheide dieser Auserwählten die Unvergänglichkeit selbst in sich tragen, auf die sie den recensirten Autoren von Zeit eine gegründete Anwartschaft geben, hieße, sich gegen ein Institut empören, das dem deutschen Publikum mit Recht so ehrwürdig ist, wie dem polnischen Tanzbären der entscheidende Ring, der seine Nase leitet. Da nun zu der Verfassung des be-

rühmtesten deutschen Recensenten-Instituts das Princip gehört, den Ysop, der an der Wand wächst, eben sowohl zu recensiren, wie die Cedern des Libanon, um so mehr, da der Ysop gewöhnlich von den Herren Recensenten selbst zugleich mit den Disteln als Futterkraut für ihre kleine Familie gebauet wird, eine Reise nach den Libanen aber für die meisten zu kostspielig ausfallen würde, so ist der Verfasser eines besudelten Papierblatts, dermalen eben so sicher,

wie der Sänger eines Oberon und der Denker einer Vernunftkritik, mit kritischen Wunder-Pfeffer einbalsamirt, als Mumie in den Katakomben niedergelegt zu werden, zu denen Ew. Ungebornen als Dom-Küsterin den Schlüssel führten. Diese glücklich eröffnete litterarische Gleichheit sichert auch mir den Zutritt zu Ew. Ungebornen. Sollten Sie dann auch, wie es mehr als wahrscheinlich ist, mein Taschenbuch durch das Urtheil Ihrer berühmtesten Stellvertreter

unter der Rubrik „Schöne Künste“ in der berühmtesten Zeitung der Welt nur als eine Scharteke kennen lernen, so darf ich eben deswegen um so eher die Hoffnung fassen, wegen einer solchen Probe meines Talents selbst von Ew. Ungeborenen zu einem von Dero Stellvertretten bei jenem Institute ernannt und so auch meines Orts der besseren Unsterblichkeit gewiß zu werden, da nicht wenige jener berühmten Areopagiten-Sprüche selbst unter die

Scharteken rubricirt werden würden, wenn Deutschland nicht wüßte, daß Ew. Ungebornen, vor deren Urtheil die Mitwelt verstummt, jene Richter zu Dero Stellvertretern ernannt hätten.

Der ich die Ehre habe ꝛc.

Einzig

Einzig möglicher Commentar über das Titelblatt.

„Einzig möglicher? Lassen sich denn nicht so vielerlei Commentare denken wie Nasen, oder wie Schriftzüge, oder wie Bücher auf der Leipziger Ostermesse, oder wie Sterne am Himmel? Man darf ja die Sache nur aus einem andern Gesichtspunkte ansehen! und solcher Punkte giebt es rund um den

Horizont der menschlichen Spekulation eine unendliche Zahl, das heißt, gar keine Zahl! Was will denn der Herr nun mit seiner einzigen Möglichkeit? Wir begreifen gar nicht. . . ."

Da hab ich dich, mein vorwitziger Leser! Du begreifst nicht! Daß du aber nicht begreifst, ist deine Schuld, und nicht die meine. Verstehe *mich*, und du wirst meiner Meinung seyn. Nur der widerspricht mir, wer mich nicht versteht. Gürte deine Lenden wie ein Mann! Ich will dich lehren, wie du einhauen mußt in die Fronte der Pygmäen und Thiermenschen, die so stockdumm sind, daß sie sich einbilden, sie könnten etwas Vernünftiges sagen, das mir nicht einleuchtete. Wisse, daß ich ein

einzig möglicher Philoſoph bin! Merkſt du nun etwas, Leſer?

Wohl dann. Wenn du nun von deiner Unwiſſenheit gründlich überzeugt werden willſt, ſo frage nur, ſo oft du etwas von mir leſeſt oder hörſt, immer bei dir ſelbſt nach, ob du bezweifelſt, was ich behaupte. Zweifelſt du, ſo kannſt du fürs Erſte von der Gewißheit ausgehen, daß du mich nicht verſtehſt. Nun nimm dich zuſammen, ob es dir beſſer glücken will, mich zu verſtehen. Zweifelſt du fort, ſo haſt du zweitens einen unumſtößlichen Beweis, daß deine Blindheit ein ſchwarzer Staar iſt und daß du innere Mittel, Opium, Baldrian, Branntewein und andre ſtärkende Arzneien gebrauchen mußt, ehe du

mich verſtehen, das heißt, mir Recht geben lernſt. Bis dahin kehrt deine Unwiſſenheit in ſich ſelbſt zurück, und die Unterſuchung iſt geſchloſſen.

Ich behaupte alſo, daß mein Commentar über das Titelblatt meines Taſchenbuchs ein einzig möglicher Commentar iſt. Das beweiſe ich folgendermaßen.

Entweder geht dieſer Commentar von wahren Principien aus, oder von falſchen. Ginge er von falſchen Principien aus, freilich dann — dann ſtünden die Sachen ſchlimm — dann wären ſeines Gleichen eine unendliche Menge möglich; denn der Irrthum iſt unendlich; und jeder Menſch kann irren. Nun geht aber mein

Commentar von wahren und unbezweifelbaren Principien aus. Das kannst du mir glauben; denn ich sage es. Die Wahrheit aber ist einzig und immer dieselbe. Folglich ist auch mein Commentar einzig und, sofern zweierlei Wahrheit unmöglich ist, einzig möglich.

Jetzt Freund Leser geht dir, wie ich hoffe, ein Licht auf. Du siehst, mit wem du es zu thun hast. Ich denke nun, ich empfehle dir, damit du dich durch eigne Lektüre über die Sache weiter aufklären kannst, einige Bücher zum Nachlesen, z. B. die neuerlich erschienene einzig mögliche Art, gutes Gesinde zu erhalten, ein vortreffliches Werk. Siehe auch meine eigenen Schrif-

ten zum Beiſpiel: Einzig mögliche Art auf einem hölzernen Pferde ſattelfeſt zu werden. Einzig möglicher Standpunkt, aus dem ein Blinder ohne Brille leſen kann. Einzig mögliche Art, einem Kinde in Windeln und einem jungen Kanzelredner oder Profeſſor das Schreien abzugewöhnen. Einzig mögliches Brechwaſſer zur Abführung a priori, für gebildete Leſer, u. ſ. w. Dieſe Bücher ſind in jeder guten Buchhandlung zu haben. Da ich dieſes hiemit öffentlich ſelbſt bekannt mache, ſo kann der Leſer ſicherlich glauben, daß jede Buchhandlung bei der er nach den erwähnten Büchern vergebens fragt, eine ſchlechte Buchhandlung iſt.

Nun, damit die Thür, an der ich hier zimmere, nicht größer werde, als das Haus, zu unserm Commentar selbst, wenn's gefällig ist! Um mehrerer Kürze willen commentire ich exegetisch, das ist, jedes Wort besonders.

Demokritisches —

Ein ganz neues Wort. Man kann freilich, ohne sonderliche Gaben, so viel solcher Wörter machen, als man nur will. Man nimmt nach Belieben irgend einen Namen und verlängert das Wort durch die Sylbe isch. Das ist das ganze Geheimniß. Namen aber kann man, nach Belieben, sich selbst und andern geben, so viel man nur will, wie Jeder, der incognito reiset, und jeder Romanschreiber weiß.

Der Gebrauch der kleinen Sylbe isch aber iſt in dieſem Falle Jedem verſtattet, wer Deutſch ſpricht oder ſchreibt. Ich erwähne dieſes Umſtandes mit Fleiß, weil unſre neueſten deutſchen Schriftſteller ihn ſehr glücklich benuzt haben, unſre durch Wohlklang ſchon ſo ausgezeichnete Mutterſprache noch wohlklingender zu machen. Statt der Sylbe isch gebraucht man jezt zierlicher ein bloſes ſch. Sonſt ſprach und ſchrieb man z. B. Frankfurtiſch, Göttingiſch, Kantiſch, Leibnitziſch u. ſ. w. Zur Vermeidung eines doppelten i, wenn der Name ſelbſt ſich in i oder y endigte, konnte man einen ſogenannten Apoſtroph machen, z. B. Tilly'ſch für Tillyiſch, Roſetti'ſch für Roſettiiſch u. ſ. w. Unſre neuen deutſchen Schriftſteller aber

halten es anders. Sie haben das leidige i zum Henker gejagt und ſchreiben zur Sicherheit der Etymologie Frankfurtſch, Göttingenſch, Kantſch, Leibnitzſch u. ſ. w. Ein Thorſchreiber aus Schöppenſtädt oder Schilda, der ſich in der Aufzeichnung der Namen beſonders hervorgethan hat, ſoll dieſe glückliche Veränderung des deutſchen Sprachgebrauchs in Vorſchlag gebracht haben, die nun mit Recht, auch ſchon von unſern Zeitungsſchreibern angenommen iſt. Ich ſolte alſo eigentlich auch geſchrieben haben Demokritſch und nicht Demokritiſch. Aber ich habe mich von einer blinden Anhänglichkeit an das Alte immer noch nicht heilen können.

Nun zur Sache zu kommen. Demokritiſch iſt das Adjectiv von Demokrit

Wer Demokrit war, mußt du wissen, wenn du es auch nur aus Wielands Abderiten wüßtest. Du weißt also, daß Demokrit der berühmte Bürger der noch berühmteren Stadt Abdera, erstens ein grosser Philosoph und Naturforscher, und zweitens ein großer Lacher war. Da er nun, was er war, nicht zugleich seyn und nicht seyn konnte, so folgt — wie sonderbar, daß aus der Geschichte eines einzigen Menschen eine unumstößliche Wahrheit für alle vernünftige Wesen folgen kann! — so folgt, sag' ich, daß man ein Philosoph seyn kann, ohne das Lachen zu verlernen. Du streichst nur das großer wie ein arithmetisches + in beiden Gliedern der obigen Gleichung aus; und die unumstößliche Wahrheit ist gefunden.

Was ſagſt du denn aber nun zu dieſer Wahrheit, mein lieber Leſer? Ich geſtehe, daß ſie mir, ungeachtet der angezeigten Demonſtration, ſehr verdächtig vorkommt. Iſt ſie nicht durch die neuere Philoſophie widerlegt? Unter allen philoſophirenden Schriftſtellern aus der Kantiſchen Schule wirſt du nicht einen finden, in deſſen Schriften ein Fünkchen der guten Laune glänzte, ohne die man freilich ſeine Gegner verhöhnen, aber nicht über die menſchlichen Thorheiten und Abgeſchmacktheiten ohne Feindſeligkeit lachen kann. Der Stifter der neuen Schule hat freilich ein anderes Muſter gegeben. Er, der ſich von ſeinen Schülern überhaupt in gar vielen Dingen auszeichnet, kann, wie alle ſeine Schriften beweiſen, ernſthaft ſcherzen und ohne

Feindſeligkeit lachen. Aber eben von dieſer Seite haben ihn ſeine Schüler nicht nachgeahmt. Daraus folgt, daß er von dieſer Seite, und zwar, wie ſich von ſelbſt verſteht, einzig und allein von dieſer Seite, Unrecht hat und die Sache der Menſchheit verkennt.

Wie dem nun auch ſei, und was du immer von Demokrits lachender Philoſophie halten magſt; genug, ich hatte mit dem alten, berühmten Demokrit neulich eine merkwürdige Unterhaltung. — Im Traume vermuthlich? — Bitte um Verzeihung. Ich wachte, und dachte; und Demokrit erzeigte mir die Ehre, mich in Gedanken zu beſuchen. Woran ich dachte, darf ich jetzt nicht ſagen. Neben mir lagen

aufgeſchlagen Peter Mefferts politiſche Betrachtungen über das menſchliche Elend. Tadle übrigens die Gedankenbeſuche nicht! Beſucht man doch in unſrer aufgeklärten Welt einander oft genug auf kleinen Zetteln, die Viſitenkarten heißen, weder in der That, noch in Gedanken!

Ein Gedankenbeſuch hat unter mancherlei Vortheilen auch das Bequeme, daß man ſelbſt das groſſe Wort dabei führen kann und ſich in keiner Rückſicht zu genieren braucht. Der Gaſt iſt dann ſo gefällig wie ein junger Kantianer, nichts anders zu denken, als was ihm inſpirirt wird. So dachte ich denn, ſolte es mir auch mit dem Beſuche gegangen ſeyn, den Demokrit

bey mir ablegte. Aber umgekehrt. Demokrit, der, wie ich nachher erfuhr, sich kurz vorher in Houssa, der berühmten Universität im inneren Afrika, einige Zeit aufgehalten und dort die Philosophie des gesitteten Lebens nachstudirt hatte, machte so wenig Umstände mit mir, daß er selbst sogleich das große Wort nahm und sprach, als ob ich ein Schulknabe wäre. Das hättest du ihm, Leser, nie zugetraut. Nicht wahr? Aber was lernt man nicht in Houssa! Da ist auch Demokrit, so gut wie Plato und Aristoteles und Du, sobald er nur in's Thor der Stadt Houssa einrückt, nichts mehr als ein Schulknabe. Dagegen ist jeder Schulknabe, sobald er aus dem Thore von Houssa hinaus rückt, ein Aristoteles der die

ganze Welt belehren kann, ſelbſt aber nichts mehr zu lernen braucht, wie du auch ſogleich aus ſeinen Aeußerungen abnehmen kannſt.

Abgerechnet dieſe etwas herriſche Art, einem Unbekannten eine kleine Ehre zu erweiſen, betrug ſich Demokrit in meinen Gedanken wie ein Grieche. Er ſprach ſehr gut. Könnte ich ihm nur eben ſo gut nachſprechen! Aber ich habe nur den Inhalt ſeiner Rede behalten. Vermuthlich iſt auch Dir, als einem aufgeklärten und nur mit Sachen beſchäftigten Leſer, an Demokrits Worten wenig gelegen. Nur muß ich dir noch ſagen, daß dieſer Demokrit, den ich mir wie eine Lachtaube vorgeſtellt hatte, während der ganzen Rede, durch die er

mich zu Paaren trieb, auch nicht ein einziges Mal lachte. Bei den Haupt-Stellen zog er auch nicht einmal eine Miene zum Lachen. Im Ganzen sah man es ihm an, daß er mehr zu lächeln als zu lachen gewohnt war. Sein Blick hatte, wenn du willst, etwas Stolzes. Aber dieses Stolze drückte mehr eine Verachtung aller menschlichen Dinge, als Herabwürdigung irgend eines Menschen aus. Daß ich nicht falsch interpretirte, bestätigten mir seine Worte. Doch ich will nicht zu früh verrathen, wer dieser Demokrit eigentlich war.

„Schläfst du, Ferdinands Sohn?“ — redete mich mein Besuch an.

Ich machte große Augen. Denn erstens wachte ich und schlief nicht. Wozu also

also die unnöthige Frage? Aber was mich zweifels in Erstaunen setzte, war der genealogische Titel, der zu dieser Frage gehörte. Denn woher in aller Welt konnte Demokrit wissen, daß mein Vater wirklich Ferdinand hieß? Indem fiel mir meine Gelehrsamkeit ein. Ich erinnerte mich, in Demokrits Leben gelesen zu haben, daß dieser Philosoph, als ihm Ziegenmilch gezeigt wurde, sogleich wußte, daß die Milch von einer schwarzen Ziege gemolken war, und daß er ein andermal ein Frauenzimmer, die er kurz zuvor Jungfer angeredet hatte, zu aller Anwesenden Entsetzen des folgenden Tages Frau anredete, da doch kein Mensch davon gehört hatte, daß diese Dame unterdessen verheirathet wäre. Sobald ich an diese Geschich-

ten dachte, freute ich mich über Demokrits Frage dermaßen, daß ich über dem unbezweifelbaren Zeugniß meiner ächten Geburt die Kränkung verschmerzte, die mir der bewundernswürdige Milch- und Frauenzimmergeschichtskenner so ganz ex abrupto zufügte. Ich ließ es dabei bewenden, daß er mein dermaliges Wachen ein Schlafen schalt. Nur ihm dieß noch mit ausdrücklichen Worten zu sagen, war ich, meines Orts, denn doch auch zu stolz. Darum schwieg ich. Und Demokrit fuhr fort.

„Schlaf nenne ich diesen Erholungszustand, in dem ich dich finde. Du möchtest ausruhen von einer ernsthaften Arbeit, die du, glücklich oder unglücklich,

vollendet haſt. Kannſt du denn aber nicht beſſer ruhen, als auf dem alten, durchgelegenen und zerklumpten Pfühle der müßigen Betrachtung. Müßig iſt jede Betrachtung, die zu nichts weiter führt, als zu einer neuen Betrachtung. Was gehen dich Peter Meiſarts Betrachtungen über das menſchliche Elend an? Weißt du nicht, daß das Elend ein Ungeheuer iſt, das immer größer wird, je länger man es betrachtet? Hilf, wo du kannſt, und thue das Gute, wo die Möglichkeit der That vor dir liegt! Wenn du aber glaubſt, die Welt dadurch zu beſſern, daß du über das allgemeine Elend ſo lange meditirſt bis du alle Schande, Sünden, Jammer und Greuel, die das Gemälde dieſer Menſchenwelt ſchattiren, aus

einem perſpektiviſchen Geſichtspunkte zuſammen überſiehſt, ſo biſt du ein Hottentott, der ſich Mühe giebt, die Mondjuſterniß wegzuklingeln.“

Hier machte Demokrit eine Pauſe, und ich — eine Verbeugung.

Demokrit fuhr fort: „Die Erde, die des Menſchen Welt iſt, iſt eine rollende Kugel, die alles was zu ihr gehört, planetenmäßig beweat. So wie die eine Hemiſphäre ins Sonnenlicht tritt, ſinkt die andre nothwendig ins Dunkel. So entſtehen auch Wahrheit und Irrthum, Weisheit und Thorheit, Glück und Unglück immer und nothwendig mit einander. Jede neue Wahrheit veranlaßt neuen Irrthum, jede

neue Lehre der Weisheit eine neue Thorheit, und aus jedem neuen Glück entsteht eine neue Plage. So war es, seitdem eure Erde sich dreht, und so lange die sich dreht, werden auch eure Köpfe sich drehen. Allgemeine Aufklärung gehört nur auf den Sonnen zu Hause. Sehr unrecht hast du, Erden- und kein Sonnenbürger, daß du die dunkle Seite deiner Welt durch die Lorgnette beschielst, um ein Gemälde aus diesem Schatten in deinem Gehirne gleichsam einer seiliger hohlen Nuß zu mahlen. Du hast nun drei und dreißig Jahre Zeit gehabt, dich in der wahrhaftig kosmopolitischen Denkart zu orientiren. Du hast beinahe in alle Fächer des menschlichen Wissens hineingeblinzelt, hineingetappt und hineingeschnuppt.“ —

Hier machte ich wieder eine Verbeugung. Demokrit fuhr fort:

„Du haſt hinkende Verſe gemacht und ſtolpernde Proſe geſchrieben. Du haſt Comödien, Karten und Romane geſpielt, und deine Zeit, dein Geld und deine Heiterkeit verloren. Endlich haſt du dich der Philoſophie ergeben; und ſeit dem — Dank ſei der guten Göttinn! biſt du zu dir ſelbſt gekommen. Aber, aber! Biſt du darum ein Schüler der Weisheit geworden, um mit dem leidigen Peter Meſſert den Kopf hängen zu laſſen? Iſt das ein philoſophiſches Geſchäft, auf die Elends-Jagd zu gehen und über den jammervollen Fang zu lamentiren? Schäme dich, deines Lamento! Wenn du geweint haſt

wie ein Kind, ſo lerne wie ein Mann mit Vernunft lachen! Alles Uebel, das der Menſch ſich ſelbſt verdankt und das Einer dem Andern zufügt, hat zwei Seiten, eine rührende, und eine abſurde. Ueber die rührende Seite lachen kann nur der T** und ſeines Gleichen. Aber über die abſurde Seite der menſchlichen Dinge weinen und jammern kann auch nur ein Waſſerkopf, deſſen fluktuirendes Gehirn Dunſtblaſen treibt, in denen das wahre Bild der Welt ſelbſt zu Dunſt wird. Es wäre nicht übel, wenn ſich ein Grundſatz aufſtellen ließe, durch den ſich a priori für alle Fälle entſcheiden ließe, was denn eigentlich ein Ding zum Lachen iſt, und was ein Ding zum Weinen. Mit einem ſo erſprießlichem Grundſatze hat uns aber die Ver-

nunft nicht verſehen. Wir müſſen uns einer geſunden Natur überlaſſen, die uns ſchon zurecht weiſet, wo es Noth thut. Vom Wollen iſt auch hier die Rede nicht. Es iſt eben ſo läppiſch, lachen zu wollen, als weinen zu wollen. Was du willſt, laß That ſeyn!"

Hier fing ich, wie du, Leſer, wahrſcheinlich auch, an zu gähnen. Demokrit aber machte es wie Elihu, der berühmte Freund Hiobs, oder wie ein großer Kanzelredner, wenn das allgemeine Kirchengeräuſper, das ſonſt erſt nach dem Amen eintritt, ſich ſchon vorher ankündigt, weil die Predigt über drei Viertelſtunden, das natürliche Zeitmaß der Andacht des chriſtlichen Zuhörens, gedauert

hat. Er ließ ſich nicht irre machen und redete weiter:

„Weſſen Gehirn geſund iſt, deſſen Zwerchfell muß bei der Betrachtung der abſurden Seite der menſchlichen Welt ſo nothwendig vibriren, wie ſein Herz nothwendig bei der Betrachtung der rührenden Seite eben dieſer ſeltſamen Welt zuſammengepreßt werden muß, daß das Blut in ſeinen Lungen ſich häuft und eine convulſiviſche Bewegung den unterdrückten Athem in einem Seufzer hinaufpreßt. Narren lachen über Alles und über Nichts. Verſteh mich wohl! Wer über das Lächerliche nicht lacht, iſt nicht beſſer daran, als wer über nichts lacht. Mache nichts lächerlich! Aber lache über Alles, was ſich ſelbſt lächer-

lich macht! Kein rechtlicher Mensch lacht über Bosheit und Laster; denn die sind verächtlich. Aber alles Unheil, das ursprünglich der Kopf und nicht das Herz stiftet, ist schon von närrischer Art und darf dich zu gewissen Zeiten ergötzen. Willst du aber gediegenen Stoff zum Lachen haben, so halte dich an die reine Narrheit, die der Weisheit den Eintritt in die Köpfe versperrt, die Herzen aber gewöhnlich unberührt läßt. Die ehrwürdige Brüderschaft, deren Bekanntschaft du zu diesem Behuf machen mußt, theilt euer Kant in die Logen der Grillenfänger und die der Gecken. Was die Gecken betrifft, so sind diese Geschöpfe in deinem deutschen Vaterlande fast zu albern, um nur einmal lächerlich zu seyn. Ein deut-

ſcher Geck kommt mir vor wie ein Schuſter, der ſchneidert. Es hat keine Art mit ſeiner Narrheit. Indeſſen laß ſie nicht ganz aus den Augen! Aber das Reich der deutſchen Grillenfänger oder wie man ſonſt ſpricht, Pedanten iſt mir, wenn ich lachen will, was unſern Tragikern das Haus des unglücklichen Oedipus iſt. Kein menſchlicher Witz erſchöpft dieſes Thema. Willſt du dich alſo von deiner Arbeit nützlich erholen, ſo mache einmal deinem Herzen Luft und geißle die Narren deines Volks! Wenn du nur an euren neueſten Unfug von dieſer Art denkſt, an das, was eure kritiſche Philoſophie, während ſelbſt die Unſterblichen im Olymp auf die Geſundheit ihres Erfinders Nektar trinken, unter eurem litterariſchen großen Haufen.

der Kantianer und Anti-Kantianer für Raufereien und Aeffereien gewirkt hat; wenn du dazu noch an eure Recensenten-Banden, an den schulmeisterischen Dünkel eurer litterärischen Wortführer und an die kindische Unterthänigkeit eurer Lesewelt erinnert wirst; wenn du dann zur Abwechselung auch einmal eure feine Welt musterst. —

Hier, lieber Leser, riß der straff gespannte Faden meiner ächt-deutschen Geduld. Mein Vaterland, auf das ich mir schlechterdings nichts sagen lasse, von einem impertinenten Griechen so gehudelt zu sehen, das konnte ich nicht ertragen. Ha! — rief ich — Wodann! Unbeleidigt von uns fiel er, der griechische Fuchs, auf unsre

Bärenhaut uns an! Und mir, einem Ach-
ten Sohne Teuts, muthet der Böſewicht
noch Hochverrath zu, um einen Spießge-
ſellen zu gewinnen? Wart! — Ich griff
nach Peter Meſſerts, meines Lichtmaß,
Betrachtungen, die noch immer aufgeſchla-
gen neben mir lagen, und wollte dem
ſchamloſen Demokrit damit antworten wie
Luther auf der Wartburg mit ſeinem Tin-
tefaſſe dem T** antwortete. Aber der
verkappte Demokrit, der, wie ich nun erſt
merkte, kein andrer als derſelbe war, der
Luther'n auf der Wartburg beſuchte, ver-
ſchwand, ſo wie ich meinen Wurf that,
zwar ohne böſen Duft, aber doch mit
einem ſchallenden Gelächter, und Peter
Meſſerts Betrachtungen prallten von der
Wand zurück gegen meine eigene Naſe, ſo

daß ich mit einem Schrei aufsprang und dem Himmel dafür dankte, daß sich dieses Alles, bis auf den unglücklichen Wurf, der meine Nase traf, nur in meinen Gedanken zugetragen hatte.

Nein, dieser Demokrit soll und muß Unrecht haben. Dafür bin ich ein Deutscher. Wie? ich sollte lachen über etwas, das meinen Zeitgenossen ehrwürdig ist? Wie? ich sollte die glückliche Tendenz zum Rührenden, zum Frommen und zum Erhabnen, die unser deutsches Publikum zum ersten Publikum in der Welt macht, erbärmlich finden? Ich sollte mich über den Heldenmuth der deutschen Wortführer und über den Gehorsam ihrer Untergebenen nicht freuen? Lehrt nicht schon Tacitus,

daß es eine Ahnenkugend der Deutſchen war, aus Ehrfurcht für ihre Häupter ſich ſelbſt bloß als Rümpfe zu betrachten? Traten nicht die deutſchen Jünglinge von jeher unter Anführern in Rotten zuſammen, um Thaten zu thun? Und über ſo etwas ſollte ich lachen? Nein, in meinem Leben lache ich nun nicht wieder. Feierlich groß, erſchütternd, herzzerſchmelzend und herzzermalmend, ſinnreich wie Hans Sachs und furchtbar wie Phöbus Apollo, als er, der Nacht gleich, über den Ida daher ſchritt, daß die Pfeile auf ſeiner Schulter erklangen, ſo fordre ich mein Zeitalter, ſo fordre ich die Nachwelt in die Schranken. Ich bitte demnach, Alles, was in dieſem Buche ſteht, für Ernſt zu nehmen. Denn was von Scherz auf dem

Titel angemerkt worden, ist bloß eine Lockspeise für die losen Vögel, die man fangen muß, um sie als Leipziger Lerchen seinem Buchhändler zur Messe zu verehren, damit dieser gute Mann doch auch etwas genieße. Was aber den mehrgedachten Demokrit betrifft, so nenne ich mein Taschenbuch ihm zum Schimpf und Trotz demokritisch, und dieß um so lieber, weil man mit den Sylben kritisch am schicklichsten Alles bezeichnet, was den Bedürfnissen unsers Zeitalters gemäß ist. — Wir commentiren nun weiter.

Taschenbuch.

Ein schwerer Begriff, so leicht auch die Taschenbücher, der Form und der Materie nach gewöhnlich selbst sind. Ein

Taschen-

Taſchenbuch hat etwas Aehnliches mit einem Leſebuche. Nur im Deutſchen giebt es Leſebücher und Verzeichniſſe von Leſebüchern, wie z. B. das von J. C. D. Schneider in Göttingen. Das Wort Leſebuch iſt unüberſetzlich. Ein Ausländer, der es zuerſt kennen lernt, glaubt natürlich, daß die Deutſchen ihre übrigen Bücher zu etwas anders, als zum Leſen, der Himmel weiß, wozu? gebrauchen. In dieſem Glauben muß ihn noch ein merkwürdiger Umſtand beſtärken. Es iſt ſtatiſtiſch gewiß, daß der ſchätzbarſte Theil des deutſchen Publikums, der vorzüglich die Leſebücher lieſt, andre Bücher nicht lieſt. Der ſchätzbarſte Theil des deutſchen Publikums iſt unſtreitig derjenige, der zur National-Glückſeligkeit das Meiſte bei-

trägt, d. i. der am meiſten die Induſtrie befördert; denn das Fundament aller National-Glückſeligkeit iſt Induſtrie. Nun bedenke man, was der Buchhandel für eine Menge Menſchen nährt! Man bedenke die Geſchichte eines Buchs von dem Augenblicke an, wo der Landmann den nöthigen Leinſamen ſtreuet, aus dem zuerſt Lein, dann Flachs, dann Garn, dann Zeug, dann ein Lumpen, dann Papier und zuletzt ein Buch wird! Eine ſolche Beförderung der gemeinnützigen Thätigkeit durch alle Stände macht ein Buch zur merkwürdigſten ſtatiſtiſchen Erſcheinung in der Welt. Und nun verbiete man heute den Handel mit Leſebüchern, als da ſind, Meß-Fabrik-Romane, Meß-Fabrik-Comödien, Meß-Fabrik-Reiſen, Meß-Fa-

Brik-Journale u. ſ. w. Man verbiete dieſen Handel heute; und morgen machen zwei Drittheile der deutſchen Buchhändler bankrott; mehr als eine Papiermühle muß ſtill ſtehen; und Hunderte von fleißigen Arbeitern ſind mit Weib und Kindern brodlos. Ich mag dieſen erſchütternden Gedanken nicht ausdenken. Es iſt alſo gewiß, daß der Theil unſrer Leſewelt, der die Leſebücher lieſt, der reſpektabelſte iſt. Der maskirte Müſſiggang der Leſerei iſt eine Hauptſtütze des öffentlichen Wohls. Und ſo klärt ſich auch der Name Leſebuch hinreichend auf. Die Vermuthung des Ausländers, daß die Deutſchen ihre Nicht-Leſebücher zu etwas Andern, als zum Leſen, gebrauchten, iſt ohne Grund. Sie iſt auch ehrenrührig für unſre Nation.

Denn wie die Zigeuner Alles eſſen, ſo leſen die Deutſchen Alles. Höchſt verwerflich ſind auch die zwei Erklärungen des Begriffes Leſebuch, die mir vor einiger Zeit in einer unglücklichen Stunde einfielen. Ich glaubte zuerſt, der Ausdruck ſei ironiſch und bedeute ſo viel als ein Buch, das kein vernünftiger Menſch leſen ſollte. Dann ſtellte ich die Leſebücher den Lehrbüchern entgegen und dachte, ein Leſebuch müßte ein Buch ſeyn, das man lieſt, wenn man nichts lernen will. Jetzt ſehe ich ein, daß ein Leſebuch ſo viel bedeutet als ein Buch *par excellence*, ein Buch ſchlechthin, oder ein Buch an ſich, ein Buch, das ſich ſelbſt ſetzt.

Und nun ſieht auch der Leſer ſchon, wo ich weiter hinaus will. Ich möchte

mein Taſchenbuch gern als ein Leſebuch dem Leſer in die Hände ſpielen. Sollte ich aber gar erleben, daß es für das Jahr 1800 Mode würde, eben dieſes Buch wirklich, wie ein Schnupftuch, in der Taſche zu tragen, ſo wären alle meine Wünſche erfüllt, wenn es dann auch von keiner Seele geleſen würde. Es wird dann doch verbraucht. Der erſte Nationalzweck der Induſtrie wäre erreicht. Und ich hätte — welcher deutſche Statiſtiker wird mir nicht Beifall zulallen? — ein nützliches Buch zur Meſſe geliefert.

oder

— Auf dieſem Worte beruht die politiſche Duplicität des Titels. Ein correcter Titel aber iſt eine matte Erfindung,

die kein Schriftſteller unbenutzt laſſen ſollte. Ein doppelter Titel iſt eine doppelte Schanze. Hat der Verſtand die eine verloren, ſo kann er ſich in die andre retiriren und da noch manchen Angriff der Kritik abſchlagen. Einige Neuere verbinden mit dieſer Fortifikationsanſtalt noch eine ſcheinbare Kriegsliſt. Sie maskiren das Oder und laſſen es nicht mitdrucken, um dem Feinde nicht die Communikationslinie zwiſchen den beiden Schanzen zu entdecken. Unnütze Vorſicht! Der Feind merkt es doch, wenn Holland in Noth iſt, und findet überall Communikationslinien, wo der Verſtand einen Paß offen gelaſſen hat.

Scherz

Man theilt die Scherze ein wie die Sünden, in grobe und ſubtile, oder, wie

man auch ſprechen kann, in plaite und feine. Mit dieſer Eintheilung muß man ſich aber vorſehen. So wie die groben oder platten Sünden von der bürgerlichen Juſtiz hart mitgenommen werden, während die feinen, eben wegen ihrer Feinheit, frei durchſchlüpfen, ungeachtet ſie oft wahre Bosheits-Sünden ſind, ſo ſollte man glauben, ſtatuirte, wenn Scherze gedruckt werden, unſre rechtmäßige litterariſche Juſtiz ihre Exempel an den groben Scherzen und ließe die feinen durchſchlüpfen. Aber ſo verhält es ſich nicht. Es darf ſich auch, nach der peinlichen Kopfgerichtsordnung unſrer Litteratur ſo nicht verhalten. Denn der unbekannte Karl V. der dieſe Kopfgerichtsordnung für das römiſche Reich deutſcher Nation

hat ergehen lassen, scheint die platten Scherze unsrer litterärischen Justiz selbst als Torturinstrumente empfohlen zu haben, um seine Justiz furchtbarer zu machen. Nun darf man voraussetzen, daß die Justiz selbst dergleichen Instrumente nicht mißbraucht. Aber eine gewisse Sympathie, deren sich auch kein Kriminalrichter erwehren kann, bringt es doch so mit sich, daß man gegen seines Gleichen milder verfährt als gegen Geschöpfe, die gewissermaßen zu einer andern Gattung gehören. Da ich nun laut der Zueignung, so höflich ich konnte, bei der Nachwelt um eine Recensentenstelle supplicirt habe, so habe ich mich auch vorläufig auf die nöthigen Späße gelegt und bitte ein geneigtes Publikum, das Wort Scherz auf dem Titel nach dieser

Notiz zu deuten. In der That, habe ich seit der fatalen Geschichte mit dem Demokrit alle Scherze abgeschworen, und bediene mich nur des Wortes, um der Nachwelt nicht durch mein Aeussers zu missfallen.

n a ch

d e m

Siehe Adelungs Wörterbuch, neue Auflage, bei Breitkopf. Ueberhaupt bitte ich, meinen Styl und meine Sprache durchgängig nach Adelungischen Grundsätzen zu berichtigen. Wenn es sich z. B. treffen sollte, daß ich einmal schriebe der Mittwoch oder Mittwochen, wie man in ganz Ober- und Unter-Deutschland in den gebildeten Volksklassen

ſpricht, nämlich nach der Analogie, Je jedem Tage ein männliches Geſchlecht giebt, ſo, daß Mittwoch oder Mittwochen durch Abkürzung ſo viel bedeutet als der Tag in der Mitte der Woche; ſo bitte ich doch nach Adelungiſchen Grundſätzen zu verbeſſern die Mittwoche, ungeachtet dieſer Tag ſchlechterdings keine Woche iſt und ungeachtet in ganz Deutſchland von Dan bis Berſaba, kein Deutſcher die Mittwoche ſpricht.

Ernſte

Es verdient von den Pſychologen und Geſchichtsforſchern beherzigt zu werden, daß Ernſt ein deutſcher Taufs- und Familienname iſt. Das iſt der Ernſt bei keiner andern Nation. Man hat nie gehört, daß

Jemand in Frankreich oder England Le ſerieur oder Serious getauft wäre. Auch ein Mr. Le Serieur oder ein Mr. Serious iſt nirgends zu finden. Selbſt der berühmte Magiſter Jocoſus Serius iſt ein Deutſcher, der ſich ſelbſt ins Lateiniſche, von ſich weg, überſetzt hat, wie es damals Mode war, als die Deutſchen noch nicht, was nur irgend undeutſch iſt, zu ſich her ins Deutſche überſetzten. Denn zum Ueberſetzen, es ſei nun ſo oder ſo, auswärts oder einwärts, iſt der Deutſche, wie zum Nachahmen, zum Biertrinken, zum Exerciren und zum Philoſophiren geboren. Nun wieder auf den deutſchen Ernſt zu kommen. Warum hat noch kein deutſcher Vater ſeinen Sohn Scherz taufen laſſen? Warum fragt man vergebens

nach einer deutſchen Familie Namens Scherz? Ich gebe dieſe Frage hiermit für den Reichsanzeiger auf. Es wäre unerhört, wenn der bei dieſer Gelegenheit nichts verdiente. Bis dahin halte ich aber auch mein Urtheil zurück, ſo weit es in dieſen Commentar gehört und den deutſchen Ernſt betrifft. Ich habe ein für alle Mal erklärt, daß ich bloß auf dem Titel im Scherz ſcherze und daß, was ich behaupte, mein voller Ernſt iſt. Und was diejenigen betrifft, die gar keinen Scherz verſtehen — — Was iſt das? Wo bin ich? Was hör' ich für eine Stimme? —

— „Die da keinen Scherz verſtehen, das ſind gerade diejenigen, die ihn fühlen müſſen. Zwei Symptome trügen nicht

in der Semiotik der Narrheit. Alle Narren ſind intolerant und verſtehen keinen Scherz. Darnach kannſt du dich richten!“ —

Wer ſagt das? Das iſt wieder der vermaledeiete Demokrit, der mich immer in Gedanken beſucht, wenn ich wünſchte, daß er bei allen F** wäre. Lege mir die Grobheiten dieſes Plagegeiſtes nicht zur Laſt, geduldiger deutſcher Leſer!

Nun bin ich aber auch ſo verſtimmt, daß ich den ganzen Hintertheil des Titels in Eins zuſammenfaſſen und nur curſoriſch commentiren will. Herausgegeben von einem unächten Seitenverwandten des weiland berühmten Grafen Donamar.

Ueber dieſe Verwandſchaft muß ich mich erklären. Daß ſie unächt iſt, dieſe Verwandſchaft, von der ich rede, wird mir hoffentlich nicht ſchaden, ſeitdem das Publikum aus allen Zeitungen den unächten Akacienbaum kennt. Gewiß würde jeder Forſtmann und Patriot ſeinem Commiſſionär wenig Dank wiſſen, wenn er ſtatt des verſchriebenen unächten Akacienbaums durch ein Verſehen, oder aus zu großer Höflichkeit, den ächten erhielte. Mit dem unächten Akacienbaume bitte ich den Stammbaum meiner erwähnten Verwandſchaft zu vergleichen. Die Tadler ſagen zwar auch dem unächten Akacienbaume, alſo auch meinem Stammbaume, ſofern ich mit dem ſeel. Grafen Donamar verwandt bin, allerlei Uebles nach. So

ſoll er z. B. das Rothwild ſehr anlocken und von dieſem zerzauſet und zerfreſſen werden. Dagegen aber verſichern Kenner, daß die Zähne des Rothwildes bei dieſer Gelegenheit nur die Glätte der Scheere des Gärtners vertilgen. Je mehr der nützliche Baum beraubt und angefreſſen wird, deſto beſſer arbeitet und treibt er und erzeugt immer mehr Laub wieder, als er dem gefräßigen Wilde Preis giebt. Auch bedenke man, daß die Bäume im Gebirge doch unter Andern auch zur Nahrung des Wildes beſtimmt ſind, wie die Bücher im Leipziger Meßkatalog zur Nahrung der deutſchen Recenſenten. Seyen wir alſo wirklich die Thiere, die in ſolchen Fällen den meiſten Schaden anrichten, z. B. die Spießer und die jungen Recenſenten —

denn von den alten hat man so viel nicht zu befürchten — so kommt doch der geringe Wildschaden gegen den Nutzen dieser Thiere nicht in Anschlag. Ein guter Waidmeister, z. B. der Hofrath Schütz in Jena, weiß auch schon, daß die Spießer das Laub von alten Bäumen bei der Aesung verschmähen, außer von dem Dickigt um ihr Lager, und daß sie deswegen nicht auf die Akacien besonders erpicht sind. Man lasse also die Spießer und die jungen Recensenten. Sie fressen den Stamm nicht mit. Und am Ende weiß ihnen der Stamm selbst auch Dank dafür, daß sie ihn von einer Menge Wasserreiser entledigten und ihn belebten, besseres Laub zu treiben. So denkt vermuthlich auch die lebendige Dryas in meinem Stammbaume. Wenn

meine

meine unächte Verwandſchaft mit dem ſeel. Grafen nicht zu leugnen iſt, ſo macht man doch davon am Beſten ſo wenig als möglich Aufhebens. Was würde aus der bürgerlichen Ordnung werden, wenn alle unächten Ehren-Verwandſchaften öffentlich zur Sprache gebracht werden ſollten?

Endlich noch ein Wort im Vertrauen. Ich war willens dem Titel noch die Worte und Zahlen: für das Jahr 1800 anzuhängen. Aber ich dachte weiter: Wozu? Die Zahl 1800 bedeutete hier doch nur beliebig entweder eine bloße o d. i. gar keine Zeit, oder ſie bedeutet das ∞ d. i. das Unendliche oder die Ewigkeit. Dadurch unterſcheidet ſich ein Taſchenbuch von einem Kalender. Ein Kalender läuft ab, wie das

Jahr, und zerstört sich selbst, so daß er am 31ten December um 12 Uhr Mitternachts, der Materie nach, ein reines Nichts ist, wenn er sich auch der Form nach noch so gut conditionirt erhalten haben sollte. Dasselbe Schicksal trifft natürlich auch diejenigen Taschenbücher, die auf eine barbarische Art von gefühllosen Herausgebern mit Kalendern zusammengeheftet werden, wie von dem greulichen Mezentius lebendige Körper mit todten zusammengeheftet wurden. Gegenwärtiges selbstständige und freie Taschenbuch trägt wenigstens seine Ewigkeit in sich, wenn es sie auch außer sich nirgends finden sollte, als in dem großen Kreislaufe, der alles Irrdische in den Mutterschooß der Erde zurückführt.

Der Genius der Zeit am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts.

Zu der unzähligen Menge von Genien, die ſich ſeit einigen tauſend Jahren unter den Menſchen berühmt gemacht haben, iſt nun weltkundig, noch ein neuer gekommen, der ſich Genius der Zeit nennt. Es fragt ſich, wo wir ihn unterbringen ſollen, um ihm in unſerm Geiſterſtaatskalender den Platz anzuweiſen, den er als wirk-

licher oder als Titulargeist in der Geisterwelt annimmt. Man irrt sich, wenn man glaubt, dieß sei eine leichte Sache.

Die Nachrichten aus der Geisterwelt kommen zu uns gewöhnlich in einer ähnlichen Gestalt herab, wie sich die Nachrichten von gewonnenen oder verlornen Schlachten in der Menschen- oder Halbthier-Welt durch die officiellen Berichte verbreiten, auf die unser Wahrheitliebendes Zeitungspublikum mit brennender Ungeduld wartet. So wartet ein Christenkind am Weihnachtsabend auf die Gaben, die ihm die lieben Eltern zu bescheeren für gut finden. In einem officiellen Berichte würden sich gewisse Formeln, z. B. wir sind total geschlagen; wir

haben unſre Sache verkehrt und ſchlecht gemacht unnatürlich aufnehmen, ſo unnatürlich, wie unter einem mit brennenden Lichtern prangenden Weihnachtsbaume der Leihhaus-Schein, der den lieben Eltern die Verwahrung ihrer beſten Sachen verſichert.

Und ſo geht es denn auch mit den Nachrichten aus der Geiſterwelt, die, wie man leicht denken kann, immer entweder officiell, oder doch wenigſtens, wie der *Ami des loix*, halb officiell ſind. Ehemals liebte man mehr die ganz officiellen Berichte dieſer Art. Man erhielt ſie durch Schamanen, Orakel, Augikolé und ähnliche Perſonen, durch welche die Geiſter ſelbſt rapportirten. So viel Verſtand und

Höflichkeit darf man den Geistern zutrauen, daß sie nie etwas rapportiren, was dem Ansehen ihrer Freunde, durch die sie rapportiren, im Geringsten nachtheilig seyn könnte. Auch jetzt haben solche officiellen Berichte aus der Geisterwelt noch immer etwas zu bedeuten, vorzüglich bei dem großen Publikum, für welches das Frankfurter Staatsrisiretto herausgegeben wird u. s. w. Aber im Ganzen hat sich doch der Geschmack verändert. Gebildete Leser, für die jetzt auch ein besonderes Christenthum erfunden wird, ziehen die halboffiziellen Berichte vor. Diese erhalten wir durch die irrdischen Genien oder Genies, die man in Deutschland an einem besondern struppichten Gefieder erkennt. Unter diesen

Genies iſt jeder in ſeiner Art der erſte. Deßwegen können ſie nicht gut ſich über die Stelle vereinigen, die ein andrer unter ihnen einnehmen ſoll. Und ſo muß auch der Genius der Zeit ſich von einer Bank auf die andre ſetzen, wie es den irrdiſchen Genies beliebt, z. B. bald auf die adliche, bald auf die gelehrte Bank, je nachdem das irrdiſche Genie ſich mehr für den Adel, oder mehr für die Gelehrſamkeit intereſſirt.

Nach den eingegangenen Nachrichten will man Folgendes wiſſen.

Einige von denen, die den Genius der Zeit auf die gelehrte Bank verweiſen, ſind der Meinung, er ſei nichts weiter als

eine neue Erſcheinung des alten Saturn. Dieſe Sekte nennt man die Saturnianer.

Man kennt ſchon den alten Zeitgott und ſein genialiſches und kannibaliſches Weſen. Man weiß, daß er, gleich dem Thiere, das ſeine eignen Ferkel frißt, ſeine eignen Kinder fraß, bis ſeine Frau Gemahlin Rhea oder Ops, die des Dinges müde wurde und nicht immer für nichts und wieder nichts in Wochen kommen wollte, ihn mit Wechſelbälgen von Stein abzufüttern ein Mittel fand, worauf dann ſeine heimlich herangewachſenen Söhnlein ihn aus dem Himmel auf die Erde hinabwarfen, wo ſich der graue Sünder und Kinderfreſſer zu Jedermanns Erſtaunen in

einem solchen Grade besserte und bekehrte, daß das goldne Zeitalter unter seine Zerter die Erde zu einem irrdischen Himmel machte. Dieser Saturn soll nun, nach der obigen Meinung, als der wahre Genius unsrer Zeit, nachdem er einige Jahrtausende hindurch geschlafen, jetzt von neuem zu regieren anfangen, aber leider! nach seinem ersten himmlischen oder intelligibeln, nicht nach seinem zweiten irrdischen oder empirischen Charakter. Sein Appetit soll durch sein langes Fasten so geschärft worden seyn, daß er nun nicht mehr Kinder — die sind ihm eine zu weichliche Kost geworden, — sondern Köpfe und Herzen von Erwachsenen, ohne Unterschied des Standes, verschlingt, die kältesten und trockensten, z. B. Philosophenköpfe

und Staatsmännerherren am liebſten. Das Unheil, das dadurch entſteht, ſoll ſehr groß ſeyn. Denn ſo wie der grimmige Saturn ſelbſt von unſichtbarer Natur iſt, ſo ſind es auch ſeine Thaten. Er frißt den Leuten die Köpfe ab und die Herzen aus dem Leibe ohne daß ſie es merken. Man ſieht es ihnen gar nicht an. Sie ſelbſt glauben gerade dann am meiſten Kopf und Herz zu haben, wenn in der Geiſterwelt von ſo etwas in Anſehung ihrer gar nicht mehr die Rede iſt. Daher iſt denn — ſagt die obige Meinung — in der Geiſterwelt das achtzehnte Jahrhundert auf dem Sterbebette ein Anblick zum Erbarmen.

Hier unten werden die erbaulichſten Anſtalten zum Leichenbegängniß dieſes Jahrhunderts gemacht. Gelehrte und Dichter, beſonders die Journal-Gelehrten und Journal-Dichter, vereinigen ſich dieſem Jahrhundert ein *Caſtrum Doloris* nach dem Muſter des babyloniſchen Thurmes zu errichten. Zur allgemeinen Leichenfeier werden Trompeter, Barbier, Chorſchüler und Pulſanten in Requiſition geſetzt, ſo viel man nur haben kann. Und über alle dieſe irrdiſchen Anſtalten ſoll man eben über den Wolken lachen, wie zur Zeit des trojaniſchen Krieges, als Vulkan an der Göttertafel die Diener vorſtellte. Und worüber lacht man denn eigentlich? Darüber, daß man in dieſen Anſtalten den Genius der Zeit, den Freſſer Saturn, der ſich in

Himmel nie wieder sehen lassen darf, auf Erden von neuem auf die beschriebene Art wirksam erblickt. Denn — soll man dort oben sagen — es ist noch kein Jahrhundert so skandalös verschieden. Noch nie hat die Vernunft unter den Menschen so viel versprochen und so wenig gehalten. Nun es zum Halten kommt, liegt die Weisheit im Magen Saturns begraben. — So weit diese Meinung.

Wie ist es nun aber nur möglich, eine so verkehrte Meinung vom Genius der Zeit unserm genialischen Zeitalter selbst aufzudrängen? Wie? Die Vernunft hielte nicht, was sie versprochen hat? Das können nur Vernünftler wie die Saturnianer sagen, die keine andre als ihre eigne frostige und

kraftloſe Vernunft kennen. Die ſengende und brennende Vernunft, die Blitz- und Donner-Vernunft, das iſt die wahre. Unſer Jahrhundert hat ausgeſchwatzt. Es fängt endlich, ehe es Abſchied nimmt, an, zweckmäßig zu handeln. Ueberall ſieht man, wenn man nur ſehen will, die Energie der Vernunft.

Blickt in die politiſche Welt! Da iſt die franzöſiſche Vernunft die reneſſe. Die Deutſche hinkt ihr nur nach. Seitdem man begriff, daß es ein Naturrecht giebt und daß auch Fürſten-Pflichten auf Erfüllung dringen, gewannen Vernunft und Menſchlichkeit unter Herrſchenden und Beherrſchten unvermerkt mehr Raum. Im Ganzen blieb es freilich beim Alten, wobei

es denn auch, allem Anſehen nach, immer bleiben wird. Man kabalirte in den Kabinetten; man ſchikanirte in den Gerichtsſtuben. Eigenſucht, Parteiſucht, Habſucht, Ehrſucht, und alle Suchten, die die Herzen der Menſchen verpeſten und ihre Köpfe verdrehn, ſpielten, nach wie vor auf dem politiſchen und bürgerlichen Welttheater die erſte Rolle. Aber die Vernunft ſpielte denn doch immer glücklicher und immer fertiger die zweite. Nun meinten deßwegen auch die froſtigen und kraftloſen Vernünftler, man müſſe nur dafür ſorgen, daß es ſo fort und eben dadurch unvermerkt beſſer ginge; die Vernunft beſſere die Welt ſo langſam und leiſe wie die Natur ihre Pflanzen und Thiere wachſen läßt, die doch niemand wachſen ſieht oder hört;

man müſſe nur alles verhüten, was das wilde Thier, den Menſchen verleiten könne, mit dem glänzenden Gewande der Vernunft ſeine gereizte Thierheit zu maſkiren und die uralte Quackſalberei zu erneuern, die die Aſa foetida der leidenſchaftlichen Selbſtbethörung für die Univerſal-Medizin der Wahrheit ausſchreit. Aber die aufgeklärte Welt war nicht ſo entnervt, wie die politiſchen Pietiſten meinten. „Wozu das Zögern? riefen die Energiſten. Der Augenblick iſt gekommen! Das Zeitalter der Vernunft iſt da! Herr Thomas Payne kann es bezeugen.“ — Und nun wurde das große Praktikum des Naturrechts eröffnet. Es gelang den Energiſten, die Köpfe zu elektriſiren; und die Nichtleiter mußten fallen. Kanonen-

Kugeln und Bayonette unterrichteten die Völker mit Nachdruck in der Wissenschaft der Freiheit und Gleichheit.

Auch du trauerst, gutes Schweizerland? Was fehlt dir? Die Beherrscher eines freieren Landes gebrauchen Geld, um einen Geniestreich in einem andern Welttheile auszuführen. Sie gebrauchen noch eine große Schanze an ihren Gränzen. Her dein Geld! Laß dich zur Schanze eines andern Landes machen! Du willst nicht? Du meinst daß du dich mit allen deinen Gebrechen doch für's Erste noch gut genug befindest, und Kraft genug in dir fühlst, nach und nach dir selbst zu helfen? Nun so vernimm den Willen der Beherrscher des freieren Volks! Dein

eigner

eigner Wille iſt kein Wille, iſt ein politiſches Unding! Jetzt werden deine Schatzkammern geplündert, deine Bürger zuſammengehauen und zuſammengeſchoſſen, deine Dörfer verbrannt; und du, ein armer Puppenſtaat am Draht fremder Herrſcher, mußt, wenn nicht dein letztes Haus ein Aſchenhaufen werden ſoll, das politiſche Credo nachbeten, das dir vorgebetet wird. Du beteſt es mit einer Andacht, wie ſonſt die Juden in Rom am grünen Donnerſtage die Meſſe anhörten. Was ſchadet es? Auch das gehört zum Praktikum des Naturrechts. Wer behauptet, daß du nicht jetzt erſt ein Land der Freiheit biſt, iſt ein dummer Teufel, der todtgeſchlagen werden muß, nicht weil er ein Teufel, ſondern weil er dumm iſt. Mit dieſer politiſchen

Lektion empfiehlt ſich das achtzehnte Jahrhundert.

Nun blickt näher in die philoſophiſche Welt! Da habt ihr noch ein Praktikum vor euch, mit dem ſich das achtzehnte Jahrhundert philoſophiſch empfiehlt, und zwar zu Ehren der deutſchen Vernunft. Auch da beweiſen die Energiſten, wie man mit deutſcher Kraft verfahren muß, um das Reich des Irrthums zu zerſtören. Nur ſeichte Köpfe können, in der Vorausſetzung, daß Jeder zuerſt das Seine thue, um ſich ſelbſt zu verſtehen, beſcheidene Verſuche wagen, einander zu verſtändigen. Wer kann darauf warten, wenn er für Wahrheit entflammt iſt, daß ſich die Unvernunft vor der Vernunft

wie die Nacht vor der langsam aufgehenden Sonne von selbst verliere? Was hat ein Weiser für Pflichten gegen die Narren? Man muß jedem Narren ins Gesicht sagen, daß er ein Stümper ist. Das ist die Sprache der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Und wenn die melodischen Wörter Stümper und Narr von beiden Seiten gegen einander wie auf dem Fischmarkte erklingen, muß man das nicht für Pöbelsitte und rohe Leidenschaft halten. Das sind unschuldige Ausbrüche der guten Laune, zu der das Gefühl der Wahrheit und der gerechten Sache den Philosophen begeistert. Mit einer Blitz- Donner- und Wetter-Philosophie empfiehlt sich zu Ehren der deutschen Vernunft philosophisch das achtzehnte Jahrhundert.

Man ſieht alſo, wie unwiſſend die Saturnmänner ſind, die in dem Genius der Zeit, deſſen Licht die letzten Augenblicke unſers achtzehnten Jahrhunderts erleuchtet, ein anderes Weſen erkennen, als den reinen Genius der Freiheit und Wahrheit. Abglanz dieſes reinen Genius iſt unſre politiſche und philoſophiſche Aufklärung. Die neueſte franzöſiſche Freiheit und die neueſte deutſche Wahrheit — nämlich gegen das Ende des Jahrs 1798, wo dieſes geſchrieben wird — ſind ſo unverkennbar die Reſultate der reinen Vernunft, wie es noch keine Freiheit und keine Wahrheit waren. Wer ſieht in den Reden und Thaten unſrer Freiheitsführer nur die geringſte Spur von Herrſchſucht, Frechheit, platter Verachtung der ſou-

verfinen Völker, die man regieret, und skandalöser Verhöhnung der Tugenden, die man predigt? Und vollends in der erhabnen Manier, in der unsre Philosophen das Urim und Thumim ihrer Dogmen dem einfältigen Volke mit gleicher Würde zeigen, wie der Hohepriester Israels das Wunder auf seinem Brustschildlein, wenn er in's Allerheiligste ging — in dieser herablassenden, und zugleich zuweilen etwas herben Manier, kann doch kein Mensch, dessen Herz nicht verdorben ist, Don-Quichotterei und Schamanerei zu entdecken sich einbilden.

Gesegnet seist du, Genius der Zeit! Du hast, einen Herkules unter den Geistern, das gefährlichste aller Vorurtheile

bekämpft und erlegt. Dieſes Vorurtheil war die ſeichte Meinung, daß, wenn man den Einfältigen und Thoren nur keine Gewalt anthut und ihnen die nöthige Zeit und Ruhe gönnt, ſich zu beſinnen, ſie ſich dann eben weil ſie Menſchen ſind, von ſelbſt nach der Freiheit und Wahrheit, wie die Pflanze nach dem Licht, neigen, ſobald ihnen Jemand, der weiter ſieht, als ſie, das, was Noth thut, aus der gehörigen Entfernung immer deutlicher zeigt. Die Vertheidiger dieſes Vorurtheils erfanden für die Mattherzigkeit in der der Menſch den Menſchen ſchmeichelnd und heuchelnd ermuntern und belehren ſollte, ein neues Wort. Sie ſchwatzten von einer ſelbſtgemachten Tugend, die ſie Humanität nannten. Dieſer ſind wir nun entledigt.

Es iſt eine Luſt, den neueſten Freiheits- und Wahrheitsführern zuzuhören und zuzuſehen, wenn ſie die Menſchheit kuranzen. Unſer ſterbendes, bis dahin weibiſches Jahrhundert ermannt ſich noch zu guter Letzt. Demokrit ſoll freilich in der Geiſterwelt neulich geſagt haben, er habe dem ſterbenden Jahrhundert in Geſellſchaft des Hippokrates den Puls gefühlt; jene Ermannung ſei eine Convulſion, dergleichen man bei Sterbenden zugleich mit dem Sehnenſpringen und dem ſardoniſchen Lächeln öfter bemerke. Aber der Leſer kennt dieſen unächten Demokrit ſchon.

Sollte man es nun aber noch für möglich halten? Eben dieſen Genius unſrer

Zeit erklären Einige für den wahren Genius der Unzeit. Wo, sagen die Intempestivianer, der Genius der Zeit als Genius der Freiheit und Wahrheit herrscht, da geschieht jedes Ding zur rechten Zeit. Schon Salomo hat bekanntlich ein Inventarium von den Dingen aufgenommen, die ihre Zeit haben. Dieses Inventarium wird immer weitläuftiger, je weitläuftiger die Regiſter der Dinge ſelbſt werden. Wer es verſteht, im Geiſte des Salomoniſchen Inventariums zu handeln, der iſt ein zweiter Salomo, und mehr noch als das. Denn was nicht zu ſeiner Zeit d. i. zur rechten Zeit geſchieht, geſchieht nicht recht d. i. ſchlecht. Nicht leicht aber wird man ein Zeitalter und ein Land antreffen, wo ſo Vieles zur unrech-

ken Zeit geschähe, als zu unsrer Zeit, und besonders im guten Deutschland. Die Geschichte unsrer neuesten Volksaufklärung muß man verbinden mit der Geschichte des Reichskrieges gegen Frankreich. Da kann man sehen, daß am Ende unsers Jahrhunderts der Genius der Unzeit leibhaftig regiert. Beispiele sind" . . . Nein keine Beispiele, ihr Intempestivianer! Wir wollen nichts von euch hören! Beispiele sind verhaßt.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle die Traditionen und gelehrten Erklärungen zu prüfen, die den verehrungswürdigen Genius unsrer Zeit betreffen. Nur im Vorbeigehen erwähne ich noch der Phantasten, die ganz öffentlich der Meinung

sind, der Genius der Zeit, von dem wir so oft reden hören, sei kein anderer als der Gott Aeolus. Und warum gerade der? Weil es in unsern beiden Haupt-Welten, der politischen und der philosophischen Welt so ungewöhnlich stürmisch hergeht, und Stürme nichts anders seyn sollen als heftige Winde. Aber wie kann ein Mensch so *à la Hudribas* wie diese Aeolianer deräsonniren um eines mißverstandenen Wortes willen? Zu den Ingredienzien eines ganzen Sturms gehört allerdings Wind, Elektrizität und Wasser. Man hat aber auch halbe Stürme, vom ersten Range, das ist, Stürme, die aus Wasser und Elektrizität ohne Wind, und halbe Stürme, vom zweiten Range, die aus Wind ohne Wasser und Elektrizität beste-

ben. Wo sich im menschlichen Herzen halbe Stürme vom ersten Range entwickeln, da regnet es Schläge und mit unter auch Thränen; aber man hört keine Worte, als die zur Sache gehören. Halbe Stürme vom zweiten Range heißen Rodomontaden oder Wortstürme und sind nicht so gefährlich. Aber ohne Rodomontaden hat ein Sturm kein ästhetisches Interesse. Die große Nation, unter deren Händen sich Alles verschönert, tritt deßwegen nie anders als mit einem ganzen Sturm auf. Eben so macht es die kleine Nation der neuesten deutschen Philosophen. Man weiß, daß auch diesen nächst dem Wahren nichts mehr als das Schöne am Herzen liegt und daß besonders die Eine Partei eine Reinheit und Delikatesse des Ge-

ſchmacks in Deutſchland eingeführt hat, die man den kritiſchen Atticismus nennen könnte. Nach dem Geſetze des kritiſchen Atticismus, der überhaupt nichts halbes duldet, muß nun auch ein philoſophiſcher Sturm ein ganzer Sturm ſeyn. Die Anti-Kriticiſten wollen ſich ihres Orts auch nicht als Barbaren zeigen. Daher die kritiſchen und antikritiſchen Rodomontaden in unſrer philoſophiſchen Welt. Es iſt alſo nicht abzuſehen, was die Aeoliſaner mit ihrem Aeolus noch beſonders wollen.

Ehe ich dieſe Abhandlung ſchließe, muß ich noch eines Phantasma's erwähnen, das neulich ein durchreiſender Chineſer hier zu ſehen gab. Der Mann gab zuerſt vor,

er ſei aus Nürnberg, weil er zwiſchen den Nürnbergern und ſeinen Landsleuten in Anſehung des Genies eine auffallende Aehnlichkeit entdeckt haben wollte und den deutſchen Patriotismus mit dieſer Entdeckung zu kitzeln meinte. Da er aber fand, daß der deutſche Patriotismus nicht einmal durch kitzeln munter wird, ſo nannte er ſich mit ſeinem wahren Namen Quang-Tang-Mu-Tſu-Ho-Sſin. Sein Großvater iſt der Weltberühmte Erfinder der Ombres chinoiſes. Von dieſem ſeinen Großvater hat er auch ſeine Ideen geerbt. Denn er ſelbſt verſteht ſchlechterdings nichts von dem, was er verfertigt, ſtellt es aber doch ſehr intereſſant vor. Unterdeſſen hatte er die Keckheit, zu behaupten, er, und nicht Herr Schattenſ-

der ſei der wahre Verfaſſer der deutſchen National-Oper die Zauberflöte, die für den chineſiſchen Horizont berechnet ſei, und in Deutſchland nur deßwegen Effekt mache, weil nach Leſſings Tode der deutſche Nationalgeſchmack ſich orientaliſirt und für das Erhabne im allerödſtlichſten Style entwickelt habe. Der Chineſer Quang-Tang-Mu-Tſu-Hoo-Tſin verſicherte auch, daß er einer der fleißigſten Mitarbeiter an der mit Recht bewunderten Jenaiſchen Litteratur-Zeitung ſei. Eine Zeitlang nährte er ſich auch vom Reparaturen alter Uhren, vom Friſiren und Raſiren und vom Ueberſetzen. Seine Ideen aber, wie geſagt, hat er alle von ſeinem Großvater geerbt, der ſie ihm ſchriftlich auf Seidenpapier hinterlaſſen

hat. Eine dieſer Ideen war vermuthlich auch die Vorſtellung des Genius der Zeit, der ſich als Phantasma auf dem hieſigen Nationaltheater zeigen mußte. Nach meinem Gefühle war dieſes Phantasma in einem falſchen Geſchmacke gearbeitet. Der gedruckte Zettel, der dabei unentgeltlich ausgegeben wurde, machte die Sache um nichts beſſer. Ich theile auch die Nachricht von dem Phantasma verbunden mit einem gedrängten Auszug aus dem gedruckten Zettel in keiner andern Abſicht mit, als, um junge Leute vor ähnlichen Vorſtellungen zu warnen.

Das Theater ſtellte eine romantiſche Gegend vor. Man weiß, was das im Deutſchen ſagen will, wenn man es

gleich nicht ſagen kann. Man hat überhaupt Unrecht, wenn man nach der wahren Bedeutung ſolcher Zauberwörter fragt, deren magiſche Kraft eben in der Unausſprechlichkeit ihres Inhalts liegt. Auch kann man ſicher rechnen, daß, wo romantiſche Dinge und Begebenheiten beſchrieben und reſpektive erzählt werden, nichts öfter ausgeſprochen wird, als die Unausſprechlichkeit. Schöne und geiſtreiche Damen pflegen um mehrerer Deutlichkeit willen auch wohl die Unendlichkeit zu Hülfe zu nehmen. Zwei romantiſch Liebende, deren Liebe eine romantiſche Dame erzählt, lieben ſich, ſo lange es währt, unendlich. Die Sehnſucht des Liebenden nach dem Gegenſtande ſeiner Liebe iſt allemal unendlich, wenn ſie gleich nur

der endlichen d. i. wirklichen Erfüllung der Wünſche des Liebenden Befriedigung findet. So begegnen Algebraiſten, Metaphyſiker und ſchöne Damen einander auf der Bahn der Unendlichkeit.

Ich komme auf das romantiſche aber doch endliche Theater zurück, von dem ich ausging. Die Scene wäre nicht romantiſch geweſen, wenn ſie nicht unter andern Dingen auch einen Felſen vorgeſtellt hätte. Je höher in ſolchen Scenen der Felſen iſt und je ſteiler, deſto beſſer für den Effekt, den das Ganze macht. Einen höheren und ſteileren Felſen aber, als den unſer Chineſer aus Schatten aufgeſchaffen hatte, kann man nicht ſehen. Die Roßtreppe, der Königſtein, Gibraltar

und die Teufelsbrücke am St. Gotthard waren gegen dieſen Felſen nur Steine am Wege. Und dieſer Felſen war abſolut unzugänglich. Selbſt um erflogen oder in einem Luftballon occupirt zu werden, war er zu hoch; denn in der Höhe konnte kein Sterblicher athmen.

Auf dieſem abſolut unzugänglichen Felſen ſaß in einer unermeßlichen Höhe ein Genius. Welch eine Geſtalt! So etwas wahrhaftig Majeſtätiſches ſieht man auf Erden nicht. Von der Größe dieſes übermenſchlichen Weſens ſage ich nichts. Ich könnte doch nur ſeine ſcheinbare Größe angeben. In der unermeßlichen Entfernung, aus der er von ſeinem Felſen auf alles Irrdiſche herabſah, erſchien er doch

irrdiſchen Augen noch ſo ungeheuer groß, daß die Menſchen auf dem Boden im Verhältniſſe zu ihm ſich wie Erdflöhe ausnahmen. Die Materie dieſer unbeſchreiblich erhabenen Geſtalt ſchien nichts als Licht zu ſeyn, das ſich durch einen chemiſchen Prozeß, der ſich nur aus der höheren Phyſik erklären läßt, vermuthlich ſo condenſirt hatte, daß eine Lichtgeſtalt daraus wurde. Wer jemals eine reine Flamme in dephlogiſtiſirter Luft brennen geſehen hat, kann ſich zur Noth eine Vorſtellung von dieſer Lichtgeſtalt machen. Auch ſcheint die Beleuchtung der Scene von dieſer überirrdiſchen Lichtquelle aus. Uebrigens war die ganze Bildung der Lichtgeſtalt menſchlich. Der vatikaniſche, oder zu ſeinem bitteren Verdruſſe Pariſiſche Apoll hat

viel Aehnliches mit ihr in der Form. Nur Stellung und Ausdruck ſind anders. Keine Spur von Leidenſchaft zeigte ſich in dem Geſichte, das man zu betrachten nicht müde wurde. Eine idealiſche Ruhe ſchwebte über allen ſeinen Zügen; und doch ſprach aus dieſem ruhigen Geſichte, beſonders aus den Augen, deren durchdringendes Feuer keine Worte faſſen, eine Kraft, als könnte dieſer Genius mit einem Blicke Himmel und Erde bewegen. Mit den Augen ſchien er auch allein thätig zu ſeyn. Denn er ſaß übrigens auf ſeinem Felſen ſo ruhig wie ein Gott im Himmel Epikur's. Nur einen ſanften Zug des Mitleids konnte man in dem Lächeln bemerken, mit dem er auf die Leute am Boden herabſah.

Das waren aber auch Leute, die Leute am Boden! Ich glaubte zuerſt, ein ganzes Tollhaus ſei flüchtig geworden und paſſire hier durch. Denn toller, als ſie es trieben, treibt man es in manchem Tollhauſe nicht; und alle waren, jeder nach ſeiner Art, beritten; und alle hatten es eilig. Als ich endlich durch den Tumult und den Staub, der ſich dabei erhub, ein wenig deutlicher ſah, verſtand ich, was dieſe raſende Reiterei zu bedeuten hatte. Doch mußte ich die wenigen verſtändlichen Töne zu Hülfe nehmen, die aus dem verwirrten und betäubenden Geſchrei und dem Knallen der Peitſchen einzeln bis zu meinen Ohren durchdrangen. Aus dem allen wurde mir dann klar, daß es mit dieſer Reiterei auf nichts Geringeres abge-

ſehen ſei, als den unermeßlich hohen Felſen zu erſtürmen, auf dem der glänzende Genius ſaß. Daher die entſetzliche Anſtrengung und der gewaltige Eifer.

Durch was für Künſte konnten denn aber dieſe Leute den ſogar unerſteigbaren Felſen gewinnen? Ach! vom Können war die Rede gar nicht. Nur vom Wollen. Und nicht einmal vom vernünftigen Wollen. Was die berittene Schaar begeiſtert, iſt eine blinde Beſtrebung. Sie haben von dem Genius der dort oben ſitzt, etwas gehört. Sie halten ihn aber für ihres Gleichen, und, ſofern er oben ſitzt, für einen Uſurpator. „Auch ich kann dort oben ſitzen!“ denkt Jeder in ſeinem Sinne. Und weil ein uraltes Vorurtheil unter

ihnen herrscht, kraft dessen Jeder unfehlbar den Felsen zu gewinnen hofft, wenn er nur reitet nach der Theorie, die Yorick in dem Kapitel von Steckenpferden gründlich abgehandelt hat, so ist die ganze Schaar beritten. Was die Herren Ritter bestiegen hatten, kann ich unmöglich aufzählen. Mit Gewißheit kann ich versichern, daß ich nicht mehr als ein einziges Pferd unter den Dingen bemerkte, die bei dieser Gelegenheit geritten wurden; und selbst dieses Pferd war ein Unthier, nämlich das fabelhafte Flügelpferd, der bekannte Pegasus. Auch schien es dem Reiter dieses Pferdes vorzüglich schlimm zu gehen. Er kam gar nicht einmal recht zum Sitzen. So wie er mit einem Fuße im Steigbügel stand, machte der Pegasus

Kapriolen und ſchlug dermaßen hinten aus, daß der bedaurenswürdige Reiter zurückſpringen mußte, um nur ſein Leben zu retten. Einigemal glückte es ihm, ſich dennoch aufzuſchwingen. Aber da kam er rückwärts zu ſitzen und fiel auf der andern Seite wieder herunter. Am meiſten wunderte mich, daß der arme Menſch des Dinges nicht müde wurde. Denn ſo erſchöpft er auch war, ließ er doch den Zügel nicht los, an dem er ſein Flügelpferd hielt, und arbeitete, wie Siſyphus in der Hölle, immer von neuem, um ſein ewiges Unglück zu erleben.

Glücklicher ſchien der übrige Theil der berittenen Geſellſchaft zu ſeyn. Wenigſtens waren die Reiter ſattelfeſt. Sie hatten

aber auch keine ſo wilden Unthiere zu bän-
digen. Die meiſten ritten auf Objekten,
Dingen, die ſich Alles gefallen laſſen, z.
B. einer ritt auf einem ungeheuren Pinſel,
der faſt einem Beſen glich; ein andrer auf
einer Baßgeige; ein dritter auf einem
Tubus; ein vierter auf einem Folianten,
u. ſ. w. Einer der ſich ganz unbändig an-
ſtellte und, weil er doch im Grunde zu
Fuße war, mit ſeinen eignen Füßen hinten
ausſchlug und dabei wieherte, ritt einen
Freiheitsbaum. Wer ihm zu nahe kam,
dem reichte er auch eins mit der Peitſche.
Doch ritten einige kleine Reiter hinter
ihm Freiheitsbäumchen und ließen ſich peit-
ſchen. Sie ſchienen aber nicht bei guter
Laune zu ſein; denn ſie machten Geſichter,
als ob ſie ſelbſt vom F** geritten würden.

Genug davon. Ich kann den ganzen Haufen mit allen Figuren so wenig wie ein niederländisches Schlachtgemälde beschreiben. Was zuletzt noch meine Aufmerksamkeit am meisten an sich zog, war die Arriere-Garde, bei der ich doch wenigstens Würde bemerkte. Nur aus zwei Figuren, die sich vorzüglich auszeichneten, konnte ich nicht ganz klug werden. Die eine schien das Reiterwesen auf eine zweckmäßigere Art, als der große Haufe, betreiben zu wollen. Sie schritt majestätisch auf zwei hohen Stelzen einher und las in dem Journale die Horen. Was sie las, konnte ich nicht sehen. Die andre merkwürdige und mir räthselhafte Figur hielt ich zuerst für die alten Silen, der sich aus dem Gefolge des Bacchus hierher ver-

irrt zu haben ſchien. Ich ſchloß aber bald, daß es Silen nicht ſeyn könnte. Was mich irre gemacht hatte, war der Eſel, den dieſer Reiter ritt. Er ſelbſt aber, wenn man ihn genau betrachtete, ſah ſo unſileniſch, ſo übernüchtern aus, daß ich zweifeln mußte, ob er nur ein Glas aus Silens Schlauche vertragen könnte. Ich hielt ihn alſo für einen Patienten, der zum Lazareth dieſer Kavallerie-Brigade gehörte und den man auf dem Eſel transportirte. Auf einmal aber ſtieß ſich meine Vermuthung wieder an dem überſchwenglichen Mantelſacke, den dieſer hohlhügige Reiter hinten aufgepackt hatte. So dick iſt ſelbſt in dieſen für die Poſtmeiſter geſegneten Zeiten kein Felleiſen eines Poſtillions, der ſich genü-

chigt ſteht, um nur fortzukommen, die reitende Poſt in eine Karren-Poſt zu verwandeln. Der Mantelſack unſres Eſelreiters war, ungelogen, höher als der Reiter ſelbſt, ſo, daß ich bis dieſe Stunde noch nicht begreife, wie der Menſch hinüberſchreiten und aufſteigen konnte; denn ſeine Beine hatten nicht mehr als gewöhnliche Menſchenlänge. Unwiderſprechlich überzeugt war ich, daß er, wenigſtens ſo lange der Mantelſack hinter ihm lag, in ſeinem dermaligen preißhaften Zuſtande nicht allein wieder herunter ſteigen konnte und Gefahr lief, auf ſeinem Eſel zu verhungern. Der Menſch ſchien ſich übrigens um nichts, was um ihn her vorging, zu bekümmern. Er ſah ſich nur immer mit ſchmachtenden Blicken nach ſeinem Mantelſacke um, als

ob er befürchtete, daß ein Dieb diesen ihm so theuren Sack abschneiden und damit ausreissen möchte, ungeachtet dazu, wegen der Schwere des Sacks, mehr als Menschenkräfte gehört hätten. Daß dieser Mantelsack die ganze Habseligkeit des Reiters enthielt, ließ sich nun auch nicht länger bezweifeln. Indem ich so in schulgerechten Schlüssen meine Betrachtungen über diesen Gegenstand fortsetzte, fiel, durch eine Wendung, die der Esel machte, ein helleres Licht auf den Mantelsack. Nun sah ich auch, daß der Sack ordentlich signirt war, offenbar deßwegen, damit er in keinem Falle mit andern Mantelsäcken, verwechselt würde. Auf die Signatur-marken auch eigentlich die Blicke des Reiters geheftet, wenn dieser sich umsah. Ich zog

mein Fernglas aus der Tasche und las die Signatur. Weißt du, Leser, wie sie lautete? Nach kritischen Grundsäzzen. — O du arme kritische Philosophie! Wirst du nun gar, du seltnes Geniuskind, von Esel-Reitern hinten aufgeschnallt? Nein; nicht du; aber desto mehr Trödelgepäck, signirt nach deinem Namen.

Aber ich vergesse über diesem Subjekte, das Interesse des Lesers. Ich habe das Ende der ganzen dramatischen Vorstellung noch nicht erzählt; und das war doch, der Himmel weiß es, wie das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ein klägliches Ende.

Es kann niemanden überraschen, wenn ich sage, daß die Reiterei, so viel Lärm

und Unfug auch die Reiter machten, faſt gar nicht von der Stelle kam. Alle Augenblick ſtolperte einer und fiel auf die Naſe. Alle Augenblick rannte einer gegen den andern. Da gab es denn Zwiſtigkeiten, die zuletzt handgreiflich wurden. Das Alles wäre indeſſen zu verſchmerzen geweſen. Aber das eigentlich Klägliche in der Kataſtrophe hätte einen Stein rühren können. Denn wer ein ſolches Hochgefühl von ſeinem eigenen Etwas in ſich trägt, wie alle dieſe Reiter, was kann dem Fürchterlicheres begegnen, als gerade in dem Augenblick, wo man ſich am Ziele ſeiner Hoffnungen glaubt, mit aller ſeiner Hoffnung zu Nichts zu werden? Und das war im buchſtäblichen Sinne das Schickſal dieſer Reiter. So wie einer keuchend

und mit Schweiß bedeckt, den Fuß des Felsen erreichte und berührte, schlug ein elektrischer Funke aus dem Felsen hervor; und Roß und Mann wurden vernichtet. Nicht eine Spur ihres Daseyns blieb. Sie waren rein weg; und ihre Stätte wurde nicht mehr gefunden.

Mit erschüttertem Herzen schlich ich mich aus dem Parterre, ging nach Hause, setzte mich wehmüthig in eine Ecke, ließ mir kein Licht geben. Der Mond schien melancholisch auf das Bildniß eines großen Bären, das mir gegenüber an der Wand hing. Meine Augen ruhten auf diesem Bilde. — „O du — rief ich aus — glückseliger Einsiedler! Dich ängstigt nicht die Thräne der Sympathie! Dich peinigt nicht

das Drängen des Geiſtes! Und doch biſt du, wie dich einer unſrer erſten Naturforſcher charakteriſirt ein, wenn gleich phlegmatiſches und brummichtes, doch im Grunde gutmüthiges Thier. Einſam lebſt du; und nicht leicht, außer im gröſten Grimm, vergreifſt du dich an Menſchen. Selbſt im Gefechte wehrſt du dich am liebſten mit den Tatzen und bedienſt dich weit ſeltener, als andre reiſſenden Thiere, des Gebiſſes. Den Winter — o dreimal ſeliger Brummbart! wie viele große Geiſter haben dich nicht ſchon darum beneidet! — Den ganzen Winter bringſt du ohne Nahrung zu; und doch ſäugt dein Weibchen, das mit dir faſtet, vergnügt ihre Jungen. Und biſt du gar auf der hohen Schule zu Smorgonie in

Polen gewesen, wo deine talentreiche Jugend das Tanzen lernte.“....

Ich konnte nicht fortfahren vor Rührung. Was ich eigentlich sagen wollte, war, daß die Natur ihrer Ehre unbeschadet, sich des Menschen wohl wie des Bären hätte annehmen und ihn als ein im Grunde gutmüthiges Thier durch einen sanften Instinkt wenigstens vor der Narrheit bewahren können, mehr vorstellen zu wollen, als Jeder in seiner Haut seyn kann. Der Bär lebt mit seinen Tugenden und Talenten häuslich in seinem Felle, und wenn er sich äußert, äußert er sich wie ein Bär. Selbst wenn er tanzt, tanzt er natürlich wie ein Bär, und affekt-

kirt weder den Löwen, noch den Elefanten, und am wenigſten ſeinen Tanzmeiſter, den Menſchen. Aber der genialiſche Menſch, beſonders der deutſch-genialiſche Menſch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts fängt kaum an, ſich zu äußern, ſo will er auch ſchon aus der Haut fahren und etwas Anderes ſeyn, als er iſt. Fühlt er Kraft in ſich, ſo will er über alle Natur hinaus. Dann will er bald die ganze Natur umkehren wie einen Handſchuh, bald will er in den Lüften vortanzen bei einem Geiſtertanz, während er doch als irrdiſcher Tänzer nicht einmal einen Luftſprung machen kann, ohne ſich mit ſeinen Füßen gegen die Erde zu ſtemmen, auf die er denn auch ächt menſchlich wieder zurückfällt. Fühlt er aber gar, wie es das Loos der Meiſten

ist, nicht Kraft, sondern Schwachheit in sich, so schämt er sich nicht aller, aber desto mehr seiner Natur und will der Mensch nicht seyn, der er ist. Zuweilen fraternisirt er sansculottisch mit dem Kraftmann, will nachschieben, wenn der Kraftmann in seinen Gedanken Erdbälle wälzt, und wo dieser idealisch vortanzt, will er mittanzen. Fühlt er sich aber auch dazu zu schwach, so nimmt er wenigstens die Miene eines Andern an, der in irgend einer Hinsicht mehr ist oder zu seyn scheint, als er, und macht sich in Knechtsgestalt oft ohne es zu wissen, breit mit seiner Schwachheit." —

Hier riß mir, ich weiß nicht wie, der Gedankenfaden. Ich rieb mir die Augen, wie einer, der entweder einschlafen will

oder eben aufwacht. Ich ſtand auf und klingelte nach Licht. Als es hell um mich war, zog ich den gedruckten Zettel aus der Taſche, der bei der Aufführung des oben beſchriebenen Phantasmäs nuenzeitlich ausgetheilt wurde. Bis dahin hatte ich ihn nicht anſehen mögen, um das Vergnügen der Ueberraſchung, das, wie unſre Schau- und Leſewelt weiß, allen übrigen äſthetiſchen Ergötzungen vorgeht, rein zu genießen. Jetzt aber, da ich mich nach Ruhe ſehnte, wurde mir die Lektüre des Zettels ein Bedürfniß. Was hat denn, fragte ich den Zettel, der tiefſinnige Großvater unſers Quang-Tang-Mu-Tſu-Ho-Tſin mit den Ideen, die uns ſein Enkel ſo erſchütternd dargeſtellt hat, eigentlich gewollt?

Der ganze Zettel antwortete mir. Denn es war gar kein Komödien-Zettel nach europäischer Art. Ich fand weder Personen, noch Schauspieler verzeichnet, auch nicht angemerkt, daß das Stück auf dem Theater präcise eine Stunde später angehe als auf dem Zettel, und daß alle Besuche auf dem Theater, aber nicht bei den Schauspielerinnen zu Hause, verbeten werden u. s. w. Statt solcher nützlicher Verzeichnisse und Notizen enthielt der Zettel, den ich auch in diesem Augenblicke wieder vor mir liegen habe, Betrachtungen über das Stück. Da sieht man den Chineser! Wer kann, wenn er in's Schauspiel gehen will, sich die Zeit nehmen, einen gedruckten Bogen voll Betrachtungen zu lesen? Und nach dem Schau-

ſpiele denkt man natürlich an ganz andere Dinge. Faſt kam mir dieſer Betrachtungsbogen vor wie einige der großen von hohen Pfählen herabräſonnirenden Inſcriptions-Bretter an unſern Landſtraßen. Auf dieſen Inſcriptions-Brettern wird nicht ſelten mit verwitterten Buchſtaben, die der Mahler ſelbſt kaum wieder leſen kann, dem vorbeieilenden Wanderer, der oft gar nicht leſen kann, ſo ausführlich, wie möglich, ſeine Pflicht, bei Karren- und Zuchthausſtrafe im Uebertretungsfalle, ans Herz gelegt und erläutert. Aber etwas anders iſt ein Brett, und etwas anders ein Zettel. Den Zettel kann man doch, wenn man will, in die Taſche ſtecken und mit aller Andacht zu Hauſe nachleſen. Nicht ſo

die legislatorischen Inscriptions-Bretter. Die kann und darf niemand mitnehmen.

— „Aber was stand denn auf dem unnatürlichen Komödien-Zettel, von dem nun schon bis zum Ueberdrusse die Rede gewesen ist?" —

Der Leser, der so fragt, ist dieses Mal nicht zu befriedigen; denn er ist ungeduldig und übereilt sich; und der oft genannte Zettel ist unter Andern auch gegen die Personen gerichtet, die ungeduldig sind und sich übereilen. Für den geduldigen und bedächtigen Leser liefere ich hier folgenden fragmentarischen Auszug.

„— — Ist leeres Geschwätz. Höret auf, den irdischen Dämonen zu fröhnen!

Es giebt nur Einen himmlischen Menschen aller Zeiten und aller Völker. Bei der Schöpfung des ersten Menschen flog er vom Himmel zur Erde herab, um sich den Menschen aus einer unerreichbaren Ferne zu zeigen. Er ist der wahre Adam Kadmon der Kabbala oder der ideale Mensch, das reine Ebenbild der vollendeten Menschheit. Das Licht, in dem er leuchtet, ist das Licht der Vernunft, aber nicht der windigen Vernunft, die nur beimeistert und arg thut. Der Genius aller Zeiten und Völker ist der ewige Schutzpatron des wahren Genies auf Erden. Wer mit reinerem und hellerem Auge, als die Andern um ihn, in die Natur und von der Natur in sich zurück blickt; wer Kraft hat, eine Welt in sich

zu bilden, indem er sich selbst bildet, unabhängig von Beispiel und herrschender Meinung; wer das Gute mit dem Wahren und Schönen umfaßt, und von der Vernunft geleitet, in Allem, was er schafft und thut, sich selbst genug zu thun strebt, die Andern mögen dazu sagen was sie wollen; wer dieses Geistes ist, durch den wirkt der himmlische Genius aller Zeiten. Aber nur Wenige von denen in deren Augen ein Strahl seines Lichts fällt, bleiben ungeblendet; denn nur Wenige trifft der reine Strahl. Die irrdischen Dämonen, die den Menschen umlagern, der nicht sich selbst versteht, fangen den himmlischen Strahl gewöhnlich in einen Hohlspiegel auf, den sie dem eitlen Sterblichen vor das Auge halten. In diesem Spiegel be-

trachtet der Mensch mit freudigem Erstaunen sein liebes Selbst; und kaum hat er sich ein Weilchen so betrachtet, so hält er sich selbst für den Genius, zu dessen idealischer Klarheit er andächtig und bescheiden emporblicken sollte. Er ist es nun, den die Welt ehren und anbeten soll als ihren Herrn, ihren Meister, ihr Muster; und wirklich, die Welt ehrt ihn; sie beten ihn an. Diese Genies sind gerade die rechten Leute; die das Volk verlangt. Das Lärmen der irrdischen Dämonen ist es dann, was gewöhnlich der Genius der Zeit hasst. Unaufhörlich durchkreuzen sich die Wirkungen dieser Genien der Zeit. Was der eine baut, reißt der andere nieder. Was die Hand des einen sät, zertritt der Fuß des andern. Und

jeder hat seine Schaar um sich, die ihm bauen und zerstören und säen und zertreten hilft mit Jubel und Hurrah. Im ewigen Kriege mit sich selbst träumt dann die arme Menschheit, sich zu vervollkommnen, während nur eine Thorheit die andre aufreibt. Derselbe Wirbel, der auch das Gute zufällig mit zum Vorschein bringt, verschlingt es wieder. Unterdessen hat doch der Zuschauer immer ein Spektakelstück, das ihm abwechselnd etwas zu weinen und etwas zu lachen giebt, wie er es wohl mag. Politische und gelehrte Zeitungen berichten ausführlich was für Stücke hier oder dort gegeben werden. Im Grunde ist es immer dieselbe Farce, dieselbe Meiterei der Weltaufklärer, Weltverschöneurer und Weltverbesserer,

deren Jeder das Wenigere seiner Eitelkeit reizet, um den unzugänglichen Geist zu erzürnen, auf dessen Höhe der himmlische Genius aller Zeiten strahlt. Rechnet doch nie darauf, ihr Wenigen, die ein reiner Strahl von dieser Höhe traf, rechnet nie darauf, daß das Beste, das ihr als Denker, Dichter, Helden, Gesetzgeber u. s. w. hervorbringt, jemals der Welt nur halb so wichtig werde, wie das endlose Gaukelstück, das, oft genug, zur Verschlimmerung des Uebels, in eurem Namen aufgeführt." —

Dieses Fragment wird dem gebildeten Leser hoffentlich genügen, nicht sofern es ihn befriedigt, sondern sofern es den Abschreiber entschuldigt, der solche chinesische

Predigten nur unsern abschreibt. Auf das deutsche Genie und die deutsche Nachbeterei ist der ganze Zettel überdem nicht anwendbar.

Das Souper.

„Herr und Frau NN. lassen sich empfehlen und sich auf diesen Abend die Ehre ausbitten zum Butterbrodt.“

Ehre und Butterbrodt! Das kann nicht übel zusammen schmecken. Die Ehre verträte da die Stelle des Käses, kalten Bratens, und was man sonst zum Butterbrodt ist; und der muß ein Enthusiast sehr

Käse und kalten Braten seyn, wem ein Stückchen Ehre nicht besser schmeckt.

Es giebt freilich Kenner, die Turnesan-Käse und Wild-Braten an fremden Tafeln nur auf Kosten ihrer Ehre speisen und es sich auch recht wohl schmecken lassen. Aber diese kaufen sich dann mit fremder Ehre. Sie sitzen doch in dem Dunstkreise derer, an die sie ihre eigne Ehre verpfändet oder gar verkauft haben. Mit einem Worte, die Ehre gehört unter die nothwendigen Gerichte bei einer cultivirten Casserei, gerade so wie das liebe Brodt. Wer auch nicht davon ißt, der hat es doch vor sich, pro forma.

Also, ich bin geladen auf Butterbrodt und Ehre. Eine so frugale und dabei so

edle

edle Einladung zu verſchmähen, wäre unphiloſophiſch. Ueberdem läßt man ſich die Ehre von mir *ausbitten*. Man ſetzt alſo voraus, daß ich ſie mitbringen werde, wie ein Kontingent zu einem Piquenique.

Was läßt ſich nun ſchöneres denken, als ſolch ein idealiſches Piquenique! Jeder Gaſt bringt, natürlich, nicht mehr Ehre mit, als er hat. Auf dieſe Art kommen die Portionen erſtens in ſehr ungleichen Quantitäten zuſammen. Mehrere Gäſte zehren ganz frei. Das ſind die *Non-Valeuten*. Aber auch in den Qualitäten der mitgebrachten Portionen zeigt ſich die größte Verſchiedenheit. Als Hauptgerichte werden ſich, wie ich höre, bei dieſem Gaſtmahle empfehlen die Ehre des Herrn A.,

der das groſse Loos in der Lotterie gewonnen hat, und ſeitdem aus einem Vierwitzhe ein Mann von Stande geworden iſt; die Ehre des Herrn B., der keines Andern Ehre ſchont, wenn er ihrer bedarf, um die Geſellſchaft zu unterhalten; die Ehre des Herrn C., der ſich geduldig dem Gelächter Preis giebt, weil er nur unter dieſer Bedingung in Geſellſchaften gebeten wird; die Ehre des Herrn Hauptmanns D., der ſich bei der Belagerung der Stadt Troja, als die franzöſiſchen Bomben geflogen kamen, in einen Keller ſtellte und durch das Kellerloch empor mit lauter Stimme kommandirte, weshalb er auch von ſeinen Leuten den Namen Kellermann erhielt. Die Ehre des Herrn E., der Verſtand genug hatte ſeinem Fürſten

ein Landgut im Kartenſpiel abzugewinnen; die Ehre der Madame F, die die Schmerzen des Vice-Witwenſtandes durch intereſſante Bekanntſchaften mit liebenswürdigen jungen Männern zu lindern ſucht, und nicht weiß, daß dieſe liebenswürdigen jungen Männer wieder erzählen, wie genau ſie mit Madame F. bekannt geworden ſind; dieſe nun und ähnliche Ehren machen denn doch ein äſthetiſches Ganzes aus. Man leſe nach, was Alexander Gottlieb Baumgarten, Moſes Mendelsſohn und George Sulzer darüber ſagen.

Und alle dieſe Ehren ſollen ſervirt werden zum Butterbrodt. Aber man kennt ſchon ſolche Butterbrodte. Durch einen

Euphemismus, in dem ſich die deutſche Beſcheidenheit gefällt, wird das köſtlichſte Abendeſſen, es mag beſtehen aus wie viel und mancherlei Schüſſeln es will, zum Butterbrodte, ſo wie ein ganzes Mittagseſſen, dem erſten Gerichte zu Liebe, eine Suppe wird. In einigen deutſchen Städten wird man auch wohl auf einen Häringſalat gebeten. Das iſt aber ſchon ein Provinzialismus, es müßte denn ſeyn, daß man in Churſachſen und zwar im Meißniſchen Kreiſe ſo ſpräche, wo die hochdeutſche Mundart einheimiſch iſt.

Der Name Butterbrodt hat aber noch das Vorzügliche, daß er ein deutſches Nationalgericht bedeutet. Bekanntlich ſtreiten einige Dialektiker dem Deutſchen die

Deutſchheit ab. „Es lohnt ſich alſo der Mühe, alle Data zu ſammeln, um ſolche Dialektiker zu widerlegen. Und welcher Patriot könnte bei dieſer Gelegenheit das Butterbrodt vergeſſen? Nächſt dem Sauerkraut nimmt es unter der Reihe der Merkmale deutſcher Nationalität den erſten Platz ein. Wer gern Sauerkraut und Butterbrodt iſt; wer, wo genieſet wird, ſehr ehrerbietig Profit! oder Wohlbekomm's! oder Gotthelf! oder gar *Contentement!* ruft; und wer endlich beim Aufſtehen von der Tafel ſeinen Miteſſern eine geſegnete Mahlzeit wünſcht, der iſt ein wahrer Hermannsſohn, ein Deutſcher.

Aber wie komme ich ſchon auf die geſegnete Mahlzeit, dieſes Amen einer deut-

ſchen Schmauſerei? Das Mahl, zu dem ich geladen bin, ſoll erſt anfangen.

Ich werde doch wenigſtens hingehen, wie Pyrrho der Skeptiker zugriff, als das Schiff, auf dem er ſich befand, dem Untergange nahe war. „Warum, fragte man ihn, greifſt du denn mit zu und hilfſt uns und dich retten, da du doch behaupteſt, daß ſich die Möglichkeit einer Handlung ſo wenig beweiſen läßt, wie die Wahrheit eines Satzes?" — „Eben darum, antwortete der Erzzweifler, greife ich mit zu. Beweiſet mir, wenn ihr könnt, daß ich Urſache habe die Hände in den Schooß zu legen, oder gönnt mir die Luſt, mir einzubilden, daß ich retten helfe!" — So ſagte ich denn auch zu meinem Freunde

Pylades, der mir das angekündigte Butterbrodt verdächtig machen wollte: „Lieber, was weißt du? Beweiſe mir, wenn du kannſt, daß ich Urſache habe, das Butterbrodt nicht zu eſſen, oder gönne mir die Luſt, daß ich eſſe.“

— „Das iſt keine Geſellſchaft für dich!“ —

„Warum nicht?“

— „Du findeſt da Leute, vor denen du keinen Reſpekt haben kannſt.“

„Wo finde ich die nicht?“

— „Aber auch einige ſchlechte, von Herzen ſchlechte Leute wirſt du finden!“ —

„Der Gäste sind über vier und zwanzig.“

— „Das will sagen?“ —

„Das will sagen: Unter zwölf Jüngern, die ein Weiser als seine Auserwählten zur Tafel geladen hatte, war schon einer Namens Judas. Wenn also Jemand, der kein Weiser ist, mehr als vier und zwanzig Gäste zur Tafel bittet, so ist mehr als Vier und zwanzig gegen Eins zu wetten, daß Judas nicht übergangen seyn wird. Und ehe du vollends eine große Gesellschaft von Menschen findest, vor denen allen du Respekt haben kannst.“ —

— „So geh denn hin, unglücklicher Samariter, und schmause mit den Sadducäern!“ —

Mit dieſen Worten verließ mich Pylades. Ich wußte, daß er mich kannte; und ich kannte ihn. Aber der großen Maſſe der Menſchen kannte nur Pylades noch Vieles zu; ich ſehr wenig.

Pylades ging ſpazieren, um die Nachtigall ſchlagen zu hören. Ich, der ich der Nachtigall ſchon zugehört hatte, ging zu Herrn N. N. in die Mittagsgeſellſchaft. In das Leben des Menſchen gehört Abwechſelung.

Die Wahrheit zu ſagen, ich ging denn doch nicht ſo ganz ſkeptiſch auf mein Glück hin. Ich ging vielmehr wie Solon, nach dem Berichte des hiſtoriſchen Altvaters Herodot, in's Morgenland zu, [illegible]

Zweck, wie es im Griechischen heißt, das will sagen, um der Theorie willen.

Was sind doch alle Theorien ohne die Theorie des theoriefähigen Thieres, das will sagen, ohne Menschenkenntniß? Menschenkenntniß ist bekanntlich die Mutter der Menschenliebe. Ich ging also, wenn ich meinen Zweck ganz bestimmt angeben soll, in die Butterbrodtsgesellschaft kurz und gut aus demselben Grunde, warum Johann Caspar Lavater in seinen physiognomischen Fragmenten ein ganzes Sortiment von Affengesichtern auf einen einzigen Platte in Kupfer stechen ließ — „zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe."

Wie erweitert sich nicht das Herz, wenn man in eine solche Gesellschaft tritt!

Man frage sich nur beim Hineintreten: „Sind in dieser ehrwürdigen Versammlung wohl gute Menschen, die ein eigentlich vernünftiges Wort mit einander sprechen werden?“ —

Aber man kann auch nach dem Muster des Justus Gesenius — siehe dessen Katechismusfragen — mit einer anderen Frage anfangen, nämlich: „Warum und zu was Ende kommen alle diese Leute hier eigentlich zusammen?“

Man setze dergleichen Fragen nur nicht gar zu kurz ab. So impertinent sie Einigen scheinen, so unterhaltend und nützlich, wenn man sich weiter mit ihnen einläßt. Aber man muß sie auch ausführlich und höflich beantworten.

Wir richten unſer Auge wie es ſich gebührt, zuerſt auf den Wirth, und dann auf die Gäſte. Der Wirth iſt doch hier der erſte Beweger oder das urſprüngliche Prinzip aller vereinigten Bewegungen, durch die die Geſellſchaft ſich conſtituirte. Sein Einfall, Gäſte zu bitten, hat die Geſellſchaft geſchaffen. Alſo frage ich: Wie kam der Mann auf den Einfall?"

„Iſt denn das noch des Fragens werth? — antwortet mit einer Gegenfrage mein kleiner Nachbar und Gevatter Herr Süßling. — Wunderſchön iſt Gottes Erde! Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht! Der gute Herr MM! Soll unſer guter MM. ſich nicht des Lebens freun? Soll er nicht ſeine Freude

mit ſeinem Nebenmenſchen theilen? Sind nicht die geſelligen Freuden des Lebens die beſten, die edelſten Freuden? Vereinigt ſich in einer ſpeiſenden Geſellſchaft nicht am natürlichſten die Selbſtliebe mit der Sympathie?“

— „Um Gottes willen, lieber Herr Süßling, verſchonen Sie mich mit Ihrer Sympathie! Man hat ſo ſchon ſeine liebe Noth, mein lieber Herr Süßling, wenn man kein Egoiſt darüber werden will, daß man mit gewiſſen Leuten ſo weit ſympathiſiren muß, als nöthig iſt, um gegen ſie ſeine Schuldigkeit zu beobachten.“ —

„Sie haben eine ſonderbare Art zu empfinden“, ſagte Herr Süßling.

Das Wahre von der Sache iſt, daß mein kleiner Nachbar und Geratter Herr Süßling gar keine Art zu empfinden hat. Er empfindet ſchlechthin, das heißt, wie ein Kind in der Wiege. Dabei hat er aber viel Lektüre. Als Moralphiloſoph folgt er den Eudämoniſten. Deßwegen definirt er ſich ſelbſt als einen Menſchen, deſſen ganze Seele Sympathie iſt ohne alle Selbſtliebe.

Wir laſſen dieſen kleinen Mann, und wenden uns wieder zu dem, der uns bewirthet. Der ſcheint nicht an der Sympathie zu kranken, wenigſtens nicht in Beziehung auf dieſes Gaſtmahl. Denn wenn er mit allen ſeinen Gäſten ſympathiſiren wollte, würde es ihm ſchlimmer ergehen

als Buridan's berühmten Cauſalitäts-Eſel, der zwiſchen zwei Heuhaufen verhungern mußte. Dieſer unglückliche Eſel ſtarb doch nur am Mangel des Plus und Minus, weil ihn jeder der beiden Heuhaufen mit gleicher Stärke anzog. Aber wer mit dieſer ganzen Geſellſchaft ſympathiſiren wollte, deſſen Herz würde in ſo viel Stücke zerriſſen werden, als Gäſte da ſind. Denn auch nicht zwei unter ihnen ſind gleiches Sinnes.

Aber warum in aller Welt bittet denn Herr NN. eine ſolche Geſellſchaft zuſammen? Aus dem ſehr triftigen Grunde, weil er Herr NN. iſt. Er iſt kein böſer Mann und kein guter Mann, weder vernünftig, noch unvernünftig. Er findet ſei-

ses Gleichen, wie man will, überall oder nirgends. Was die Freuden der Geſellig-keit Beſonders haben unter Freunden und Menſchen, die ſich mehr für einander als für ein Butterbrodt intereſſiren, das ſie zuſammen verſpeiſen wollen, iſt Herrn NN. unbegreiflich. Er ladet alſo ſeine Gäſte erſtens, weil er Luſt oder Gründe hat, zu zeigen, daß er Gäſte überhaupt laden und traktiren kann. Das ganze Gaſtmahl iſt eine verſinnlichte Demonſtra-tion des Satzes: „Herr NN. kann mit-machen, und auch wohl etwas darüber.“ Jedes Gericht und jede Weinflaſche iſt ein Beweisgrund *ad hominem*, wie die Gelehr-ten ſagen, oder *ad animal*, wie die Unge-lehrten auch ſagen können. Daher die koſt-baren Leckereien, die feinen Weine u. ſ. w.

Ob

Ob der Gaumen eines Gaſtes wirklich gelabt wird, oder nicht? iſt eine Nebenfrage. Vollends von dem, was die Seelen laben könnte, iſt gar nicht die Rede. Seelenſpeiſe kann man allenfalls auch umſonſt haben; und was man umſonſt haben kann, darauf bittet man keine Gäſte.

Aber in der Wahl ſeiner Gäſte für jede beliebige Verſammlung muß Hr. N. N. doch ein Prinzip befolgen, wenn er nicht auf gutes Glück die ganze Welt einladen will. Was konnte das nun wohl für ein Prinzip ſeyn? Was anders, als das große Triebrad der geſelligen Verbindung, die Convenienz? Und über das Prinzip der Convenienz ſetzt ſich Hr. N. N. um ſo weniger hinaus, da er ein ächter Deutſcher

iſt. Niemanden, der uns geladen hat, eine Mahlzeit ſchuldig zu bleiben, Zug um Zug, wie auf dem Schachbrette, das iſt die Hauptregel, die ein Deutſcher bei der Wahl ſeiner Gäſte befolgen muß. Dazu kommen aber noch mehrere Nebenregeln, die aus der Nothwendigkeit folgen, „gewiſſe Leute zu Freunden zu gewinnen oder zu behalten.“ Da haben wir auf einmal die Freundſchaft doch noch als etwas, das einige Rückſicht verdient; aber auch in einer ganz neuen Bedeutung. Einen zum Freunde behalten, heißt in dieſer Bedeutung, einem Hunde, der uns beiſſen will, einen Brocken vorwerfen. Schmeckt dem Hunde der Brocken, ſo daß er ſich, um mehrere zu bekommen, von uns hetzen läßt, ſo entſteht, was auch Cicero in

ſeinem Traktat dagegen ſagen mag, die wahre Freundſchaft. Für dieſen Grad der Freundſchaft hat nun unſer N.N. keinen Sinn. Er liebt das Hetzen nicht und verſteht ſich auch nicht darauf. Er hat vielmehr, wie er denn überhaupt kein Held iſt, eine natürliche Furcht vor den Hunden. Nur als eine Sicherheitsmaßregel muß man es anſehen, daß er ſie von Zeit zu Zeit abfüttert, und in ſein Butterbrodt beiſſen läßt, damit ſie ihn nicht in die Beine beiſſen.

Außer der Furcht hat aber auch keine Leidenſchaft Antheil an dem Entſchluſſe des Hrn. NN. gerade dieſe Gäſte, und keine andern, einzuladen. Sein Speiſeſaal hat Raum für ſo und ſo viel Perſo-

nen. So und so viel Personen war er eine Mahlzeit schuldig, wie man sich im Deutschen mit besondrer Gewissenhaftigkeit ausdrückt. Der und Der war lange nicht gebeten. Der und Der und Die und Die waren so in der Gewohnheit, gebeten zu werden, daß sie es übel genommen haben würden, wenn sie dieses Mal nicht gebeten wären. Mancher hat das Glück, die Zahl der Gesellschaft vor Andern zu vermehren, nur dem Zufalle zu danken, daß man im Gespräche an ihn dachte, oder daß man ihm des Tages zuvor auf der Straße begegnete. Einige sind da, weil sie zu Andern gehören, als Agnaten und Cognaten.

Diese Anklags-Personen scheinen denn am Schlimmsten daran zu seyn. Nicht

einmal um ſeiner ſelbſt willen, weder in gutem, noch im böſen Sinne, ein Gaſt zu ſeyn; miteſſen, wie der Wirth von Bielefeld, berühmten Andenkens, mitging, wenn man ſich mit ſeiner Frau unterhalten wollte; nur die Schleppe am Kleide eines Andern vorſtellen: das ſcheint ſchlimmer zu ſeyn, als auf dem deutſchen Poſtwagen zu reiſen, wenn man das volle Poſtgeld nicht bezahlen kann und aus beſondrer Gnade des Poſtmeiſters, den Kantiſchen Grundſätzen zum Trotz, als eine halbe Perſon eingeſchrieben wird. Als eine halbe Perſon behandelt zu werden, iſt doch nur eine halbe Beleidigung der Menſchheit. Aber als gar keine Perſon, nur als ein Rock, ein Mantel, ein Beinband, behandelt zu werden, das iſt, ſollte

man denken, ein Unrecht, das zu der gesammten Menschheit um Rache schreit. Aber wer ist phlegmatischer als die gesammte Menschheit, wenn das Naturrecht gekränkt wird? Und wie Wenige haben Ehrgefühl genug, auch nur einmal übel zu nehmen, daß man sie als Sachen behandelt, wenn sie nur unter dieser Bedingung mitessen, mitspazieren, mitfiguriren und miterwerben können! Die alten Römer nannten solche Gäste, die von andern mitgebracht wurden, in ihrer Sprache Schatten. Dabei erinnert man sich an die abgeschiedenen Seelen, die man sich damals auch als Schatten vorstellte. Das Reich der Todten wurde auf diese Art in der Oberwelt durch Mitesser repräsentirt. Es würde nicht unräthlich seyn, diese alt-

römiſche Idee in unſerm ſouthetiſchen Zeitalter weiter auszuführen und alle Nicht-Perſonen d. i. alle diejenigen, die ihres menſchlichen und lebendigen Antlitzes ungeachtet nur Sachen vorſtellen, aus Humanität doch wenigſtens als Schatten zu behandeln. Man müßte dann aber auch conſequent verfahren. Schatten können niemanden im Wege ſeyn. Sie müßten ſich alſo auch nicht beſchweren dürfen, wenn man ſie, etwa mit den Ellnbogen removirte, wo eine Perſon Platz nehmen will.

Aber unſer guter Hr. MR. iſt ſo wenig ein Kenner der römiſchen Alterthümer, als er ein Naturrechtskundiger nach Kantiſchen Grundſätzen iſt. Er weiß nichts von antiken Schatten und nichts von der

Menſchheit als einem Objekt, das als Zweck, und nicht als Mittel behandelt werden ſoll. Er ſelbſt behandelt auch ſich ſelbſt d. i. die Menſchheit in ſeiner Perſon weder als Zweck, noch als Mittel, ſondern ſchlechthin, d. i. wie es ihm eben einfällt.

— „Wenn's gefällig iſt!" —

„Was denn?"

In's andre Zimmer zur Tafel zu gehen und Platz zu nehmen. Man iſt lange genug in dieſer Geſellſchaft um einander herumgegangen wie die Katze, nicht um den heiſſen, ſondern um den gefrornen Brei. Man hat ſich bald an's Fenſter, bald in die Ecke, bald geſtellt, bald

geſetzt. Man hat ſich, Kopf an Kopf, oder wenigſtens Schädel an Schädel, an einander gerieben. Aber auch durch dieſe Reibung iſt keine Wärme entwickelt. Nun geht es denn endlich — Gottlob! ſagen alle Geſichter — an's Eſſen.

Der große Gedanke: Jetzt! ſcilicet, geht's an's Eſſen! verbreitet unter der Geſellſchaft ein Leben, als ob eine Zauberruthe Bildſäulen beſeelte. Nun glänzen aller Augen. Nun regen ſich die Hände der Damen, um in der Geſchwindigkeit mit einer leichten Wendung noch eine Falte am Kleide oder am Halstuche zu verbeſſern; und die Beine der Herren wanken in unbeſtimmten Richtungen, bis jeder ſich entſcheidet zu welcher Dame er ſich bewe-

gen soll, um sie ins Speisezimmer zu führen. Endlich macht der Kühnste mit der Dame vom Hause den Anfang und eröffnet den Zug. Nun bilden sich die Paare, doch so, daß die meisten dem Himmel dafür danken, daß schon beim Eintritt in das andre Zimmer wieder die Scheidung erfolgt.

Wo und neben wem soll nun aber Jeder und Jede Platz nehmen? Giebt es auch hier ein Prinzip zu befolgen? Man sollte doch meinen. Denn, wenn sich der Sperling neben der Nachtigall, der Esel neben dem Löwen, und der Fuchs neben der Gluckhenne niederläßt, muß eine sehr unbequeme oder gar keine Unterhaltung erfolgen. Der Sperling spricht am lieblich-

ſten von ſeinen Bublereien; die Nachtigall von ihrer Empfindſamkeit. Der Löwe will ſeine Gedanken über Heldenthaten äuſſern, und der Eſel erzählt ihm von den Säcken, die er zur Mühle getragen hat. Und wenn ſich der Fuchs nicht ungern mit der Gluckhenne unterhält, beſonders wenn ſie ſelbſt und ihre niedlichen Töchter der Gegenſtand der Unterhaltung ſind, ſo iſt doch, was auch die Eitelkeit der Frau Henne dazu ſagen mag, das Vergnügen zu ſehr auf der Seite des Fuchſes. Nun ordne man aber dieſelbe Geſellſchaft natürlich zuſammen, Gleiches zu Gleichem, Eſel zu Eſel; und Jeder kann ſich ganz angenehm mit ſeinem Nachbar unterhalten, ungeachtet an der andern Seite der Tafel von Dingen geſprochen wird die in andre Fächer

ſchlagen. Durch wohlbedachte Vertheilung der Plätze, läßt ſich, ſollte man meinen, das Uebel um ein Merkliches wieder gut machen, das durch die Heteronomie der Geſellſchaft überhaupt und in manchen Fällen unvermeidlich entſteht. Ja, man möchte ſagen, die ſchickliche Vertheilung der Plätze wäre die Hauptſache bei einem Gaſtmahl und müßte des Gaſtgebers erſte Sorge ſeyn. Und ſo erſcheint nichts lobenswürdiger, als die Aſſignation auf beſtimmte Plätze durch Zettel auf den Servietten, vorausgeſetzt, daß die Anordnung mit Verſtand getroffen iſt.

Aber ſolche Gedanken verrathen ſchon wieder den Pedanten, der immer etwas Seelenſpeiſe, wenigſtens als Nebengericht,

verlangt. Eßt! das iſt hier die Loſung. Und wenn ihr nicht eſſen wollt, ſo trinkt! Und wenn ihr nicht trinken wollt, ſo nehmt eine Priſe Toback!

Hr. NN. und ſeine Frau Gattin haben für die Geſellſchaft das Ihre gethan. Sie haben die Leute zuſammengelockt, und laſſen es an Speiſe und Trank nicht fehlen. Eine Schnupftobacksdoſe auf den Nothfall hat Hr. NN. auch in der Taſche. Wer kann billigerweiſe mehr verlangen? Ueberdem iſt unter den Speiſen das Neue vom Jahre. Der Wein iſt aus einem berühmten Keller an Hrn. NN. verkauft. Und die Schnupftobacksdoſe iſt gar ein Präſent. Wie vieles läßt ſich nicht von allen dieſen Dingen erzählen!

Wir ſetzen uns alſo um die Tafel, wie es der Convenienz und dem Schickſale gefällt. Aſſignatienszettel ſind nicht gelegt. Die Convenienz iſt, wie ſich verſteht, das einzige Prinzip, auf das auch hier reflektirt wird, damit dieſe menſchliche Geſellſchaft ſich doch nicht wie eine See-Löwen-Geſellſchaft ohne alle Prinzipien nach der Inclination lagre. Der Convenienz zu Ehren fällt ſchon, ehe man noch ſitzt, ein blühendes Opfer. Da iſt der junge X, der neben niemand lieber ſäße als neben der jungen Mamſell Y. Er war gewandt genug, ſich durch alle Hinderniſſe durchzuwinden und den erwünſchten Platz zu erobern. Siehe! da kommt der Wirth mit ängſtlicher Höflichkeit daher geſchritten, ergreift den jungen

Mann zierlich beim Arme und nöthigt ihn, Platz zu nehmen neben einer alten Matrone, die die vornehmſte in der Geſellſchaft iſt; denn der junge X. iſt Sohn eines Präſidenten, eines Mannes von Einfluß. Er iſt der Liebling ſeines Vaters. Man muß ihm einen Ehrenplatz geben, damit er ſeinem Vater, den das Podagra zu Hauſe feſthält, erzähle, bei wem er geſſen hat. Armer junger X! Arme Mamſell Y! Der ſchmachtende Blick, der euch noch beim Scheiden ſagt, wie gern ihr euch neben einander niedergelaſſen hättet, mildert nicht die Strenge der Convenienz. Da ſitzt ihr nun wie Hero und Leander und verwünſcht die ganze Weinflut zwiſchen euren Dardanellen. Mamſell

Y. muß ruhig zusehen, wie den Stuhl, den ihr Jüngling schon für sich zurechtgeschoben hatte ein verdorrter Stadtsyndicus einnimmt, der an nichts denkt als an den Fiskus und an seine Prozesse.

Aber Ordnung muß seyn. Diese wichtige Wahrheit liegt mit Recht vorzüglich dem Deutschen am Herzen. Spät genug hat er sich zu dem ausländischen Leichtsinn so weit bequemt, daß er dem Zufalle in der Occupation der Plätze größtentheils freie Hand läßt. Ganz darf und kann er denn doch seiner Väter Sitte nicht verläugnen.

Das Wort vornehm ist noch immer eins unsrer unübersetzlichen Nationalwörter;

ter; und daß der Vornehmſte, ſo viel es in dieſen verwilderten Zeiten noch möglich iſt, überall und in jedem Betracht der Erſte ſey, muß der deutſche Patriot mit eben dem Eifer, wie die Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung, wenigſtens wünſchen. Wie muß dem alten deutſchen Patrioten zu Muthe werden, wenn er zurück denkt an die Tage, als noch Alles in der Ordnung war: als man noch mit mathematiſcher Gewißheit wußte, wen man Sie, wen Er, wen Ihr und wen Du nennen ſollte; als man bei Tiſche noch pünktliche Geſundheiten trank, mit der Dame des Hauſes anfing und mit der kleinen Familie ſchloß und auf der Stufenleiter zwiſchen der oberſten und unterſten Sproſſe, wenn die Leiter auch noch ſo

lang war, nie einen Fehltritt that! Sie iſt dahin dieſe Zeit, wie das meiſte Gute dahin iſt. Und nun darf man auch nicht mehr fragen, warum das ehrwürdige Gebäude der deutſchen Reichsverfaſſung den Einſturz droht, da es überdem, ſo viel räucherichten Kammern und Nebenzimmer es auch in ſich ſchließt, mit keiner Reichs-Speiſekammer verſehen iſt.

So wie die deutſche Politik jetzt weder wo aus noch wo ein weiß, ſo geht es auch der deutſchen Höflichkeit beim Begrüßen, beim Converſiren, beim Eſſen und Trinken. Man weiß gar nicht mehr, wo ran man ſich halten ſoll. Halb-Franzöſiſch und Halb-Engliſch iſt freilich der neueſte Geſchmack. Aber Halb-Franzöſiſch nimmt

ſich gar leicht aus als geckenhaft, und halb-engliſch als bengelhaft. Kommt nun beides zuſammen, ſo erſcheint gar leicht ein geckenhafter Bengel oder ein bengelhafter Geck, eine Erſcheinung zum Davonlaufen.

Dem guten Hrn. NN. hat der neueſte Geſchmack der Deutſchen ſchon manche unbequeme Stunde gemacht. Er iſt gerade in ſeinen beſten Jahren, wie man ſich in unſrer beſten Mutterſprache ausdrückt, das will ſagen, in den Jahren, wo einem Manne, der immer nach dem neueſten Geſchmacke gelebt hat, ſchon die Zähne anfangen zu wackeln und die Haare hier und dort grau werden.

Apropos. Das ſicherſte Merkmal der beſten Jahre iſt bis jetzt noch immer die kahle Glatze, die ſich auf den Köpfen um dieſe Zeit ſo weit formirt zu haben pflegt, daß ſie in's Feld ſcheint, beſonders wenn der Friſeur den Puder nicht geſpart und die zarte Oberhaut des Occiput mit einem weiſſen Flöz von hinreichender Tiefe, etwa ein Viertel Zoll rheinländiſch, belegt hat. Welche bedeutende Nachweiſung zur Beförderung der Menſchenkenntniß und, wie ſich immer von ſelbſt verſteht, der Menſchenliebe ging verloren, als man die nackten Schädel mit Perücken bedeckte! Und wir ſollten uns entſchließen dieſe heuchleriſche Bedeckung zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts modiſch zu erneuren? Nein, ſo weit iſt es auch noch

nicht gekommen. Die Perücken nach dem neuen Geschmack sind harmlos wenigstens in der männlichen Welt. Sie geben dem jungen Elegant, der sein eignes Haar zierlich verbirgt, den Schmuck eines Gassenbuben, der sich so eben mit seinen Kameraden gerauft hat. Aber ein Mann in seinen besten Jahren darf sich solche Freiheiten nicht nehmen. Ihm bleibt nichts übrig, als entweder seinen nackten Schädel unter einer altmodischen Perücke problematisch zu machen, oder ihn mit dem angezeigten Filz bedeckt, dem Tageslichte Preis zu geben.

In diesem Falle ist denn auch Herr N. unser Gastgeber. Er gäbe seinen letzten fehlen Zahn darum, als ein Mann in

seinen besten Jahren zu wissen, ob er eine oder keine Perücke, einen runden oder einen dreieckigen Hut tragen, den Reverenz mit ganzem Leibe bis auf die Knie, oder nur mit dem Nacken bis auf die Brust machen, die Damen beim Spazierengehen am rechten, oder am linken Arme führen soll u. s. w. Der gute Mann liebt die Ordnung. Nun sieht er bald das Eine, bald das Andre wirklich vor seinen Augen geschehen. Das ist denn doch keine Ordnung.

Auch an unsrer Tafel, von der sich meine Beschreibung immer in's Weite verirrt, würde Herr NN. glücklicher seyn, wenn er seine Gäste nach der Ordnung übersehen könnte. Aber als ein Mann,

der kein Altfranke ſeyn will, darf er den Zufall nicht zu ſehr genieren. Und ſo läßt er denn geduldig im Ganzen auch das Etwas und das Nichts unter einander ſitzen. — Wie? Was? Das Etwas und das Nichts? ruft ein Frager. — Daß man doch immer die Deutſchen an ihre Deutſchheit erinnern muß! Seyn oder nicht ſeyn, das iſt die Frage. Wenn Jemand in Deutſchland ein Amt oder auch nur einen Titel erhält, ſo ſagt man von ihm: „Er iſt etwas geworden.“ Daraus folgt denn doch, ſo klar etwas folgen kann, daß er, der jetzt erſt etwas geworden iſt, vorher nichts war. Wenn alſo junge Leute, die ihren Echöpfungstag noch nicht erlebt haben, oder auch alte Leute, die es aus Noth oder aus Liebhaberei, bei ihrer

Menſchheit bewenden laſſen und keinen Titel führen, zwiſchen Betitelten ſizen, ſo haben wir ein Chaos, das ſchlimmer als das metaphyſiſche iſt, das Nichts unter dem Etwas vor uns.

Einfältig und klug, weiß und ſchwarz, gerade und krumm an Leib, Seele und Geiſt ſizt nun Nichts und Etwas unter einander und ißt und trinkt.

Horch! Dort fällt ein Spaß, wie ein Schuß aus einem verroſteten Gewehre. Hr. M. lacht überlaut. Wer ihm zunächſt ſizt, muß mitlachen. Im Grunde weiß kein Menſch, worüber er denn eigentlich gelacht hat. Was man nicht weiß, lernt man aus der Flaſche. Die Gläſer werden bei

dieſer Gelegenheit geſchwinder geleert, ſo ſchwinder wieder gefüllt.

Der Geiſt der Verſammlung gewinnt nun, wie der Geiſt unſres Jahrhunderts nach der groſſen Lehre eines unſerer größten Lehrer, drei große Tendenzen. Die erſte iſt die Kannengießer-Tendenz; eine rhapſodiſche Analeſe der neueſten Zeitungsartikel. Dann folgt die Runkelrüben-Tendenz. Man bringt nach vielen Debatten heraus, daß der Runkelrüben-Zucker doch einen Beigeſchmack habe. Während dieſer Debatten iſt der groſſe Augenblick gekommen, wo durch die Erſcheinung des Bratens, des Königs unter den Speiſen, die Einheit der Handlung im Tafeldrama auf den entſcheiden-

den Punkt concentrirt iſt. Jetzt erſt kann durch ein reines Geſchmacksurtheil entſchieden werden, ob man dieſen Abend gut oder ſchlecht gegeſſen hat. Dieſer Augenblick läßt ſich nur mit den Augenblicken vergleichen, wo Medea im Trauerſpiel mit dem Dolche, mit dem ſie nun wirklich, aber doch, nach franzöſiſcher und griechiſcher Art hinter den Couliſſen, ihre Kinder maſſakrirt hat, hervorſchreitet und die entſcheidende Wahrheit blutig von dem Dolche herab träufeln läßt, oder, wo Othello, nachdem er ſeine Desdemona nach engliſcher Art, vor Jedermanns Augen auf dem Theater gedämpft hat, zum Beweiſe, daß ſie nun keinen Laut wieder von ſich geben wird, die gewaltigen Worte So! ſo! ſpricht. Die Erſcheinung des

Bratens iſt die Kataſtrophe der Mahlzeit. Aller Augen haben nun ein Ziel. Es erfolgt eine feierliche Pauſe. Und nun auf einmal entwickelt ſich aus dem lächelnden Munde des Wirths die dritte große und rein-deutſche Original-Tafel-Tendenz, die Braten-Geſundheit. Der iſt ein Fremdling in Hermanns Volke, wer nicht weiß, was dieſe Geſundheit bedeutet. Dem Auslande geht es damit wie der unſchuldigen Schwärmerin in Klopſtocks Ode, wenn ſie ſagt: „Ich fühle es wohl, und wußt' es nicht.“ Weil indeſſen der Deutſche überall Commentare liebt, auch wo ſich etwas von ſelbſt verſteht, ſo thut es auch dieß Mahl nicht an einem Auslleger, der für die etwa noch ununterrichte-

ten Mitglieder der Geſellſchaft zierlich hinzuſetzt: „Was wir lieben?“

Was wir lieben, wenn die Braten-Geſundheit getrunken wird, ſoll denn doch wohl nicht der Braten ſelbſt ſeyn. Es fragt ſich alſo: Wie bezieht ſich die Liebe in Deutſchland auf den Braten, oder der Braten auf die Liebe?

Wer ſich aufs Grübeln einlaſſen wollte, könnte hier weil gar eine vierte Tendenz zu entdecken vermeinen und auf ärgerliche Gedanken gerathen. Gemäßigtere Ausleger und Kenner der deutſchen Alterthümer ſehen in dem Braten nur ein Symbol. So wie der Braten der König unter den Eſſen iſt, ſo iſt die Liebe die Königin

unter den Freuden. Das will die Venus Gesundheit sagen. Daß nun weiter in der Verbindung des Königs mit der Königin die Beziehung auf einen Erbprinzen liegt, ist gelegentlich wahr. Ein solcher Erbprinz heißt in unsrer Sprache Häuschen und zwar Häuschen im Keller. Wie allerliebst! Küche und Keller kommen nun in der Vorstellung auch zusammen! Und so wollte der in allen Dingen solide Deutsche, um hoher zu gehen, die Verbindung des herzstärkenden Vaters mit der Liebe — — — Halt! Hier liegt eine Falltür.

Denke sich nun Jeder, nach Belieben, die griechische Liebesgöttin in unsern Küchen auf ihrem von Tauben gezogenen Wa-

gen auch als eine ſolide Reiſende mit Lebensmitteln hinlänglich verſehen, und den Braten ſtatt des Reiſekoffers, und zwar, damit er nicht abgeſchnitten werde, mit Ketten, und nicht mit Strikken, hintenangebunden; oder er denke, um aller Weitläuftigkeit zu entgehen, die Tauben ſelbſt, die den Wagen der Göttin ziehen, als gebratene Tauben.

Was ſich ſonſt noch in dieſer Geſellſchaft ereignete, während die meiſten Gäſte, einer nach dem andern die Augen rieben und gähnten, der Wirth aber ſtillſchweigend und mit ſichtbarer Selbſtzufriedenheit die Tafel überſchauend; ſchlechterdings ſeinen Stuhl noch nicht rückte, weil es kaum Mitternacht war und er doch morgen ſagen

mußte, es habe seinen Gästen recht lange bei ihm gefallen; alles dieses wird sich jeder Leser selbst sagen können; oder es müßte ihm wunderlich in der Welt ergangen seyn.

— „O ihr Freuden der Geselligkeit! Und du, natürlichste unter diesen Freuden, du, schon vom Altvater Homer als eine der besten gepriesen! Vereinigung derer, die einander wohl wollen und sich verstehen, um eine gut, wenn gleich nicht eben köstlich besetzte Tafel! Was haben Eitelkeit, Convenienz und Albernheit in unserm philosophischen Jahrhundert aus euch gemacht! Was würde ein Grieche sagen, wenn er, von uns eingeladen zum Butterbrodt, die ungezwungenen Scherze, die

Heiterkeit seines Landes, seine Lieder und seine mit Rosen bekränzten Becher suchte? Und wie wenig gehört auch in diesem Falle dazu, sobald man nur will, das Joch der Albernheit abzuschütteln! Aber man will nicht. Denn auch die empirische Vernunft unsers Zeitalters." —

Genug! genug, Herr Vernunft-Prädikat! Urenkel des Phemius, der tauben Ohren ein Solo singt! Eß' Er in Frieden sein Butterbrodt und frat' Er sein Solo!

Ausländiſche Correſpondenz.

I.

Schreiben aus der Inſel Sumatra, betreffend den Tempel der Vernunft.

Padang, den 10. Aug. 179.

Endlich bin ich wieder unter Europäern. Aber ich lebe wie im Traume, wenn ich an die Reiſe denke, von der ich ſo eben zurückgekommen bin. Hätte ich in dieſer

Stadt Padang, der Reſidenz des Holländiſchen Gouverneurs, nicht ſogleich Feder und Tinte gefunden, ich hätte ſterben müſſen an der Menge von Merkwürdigkeiten, die ich im Innern der Inſel eingeſammelt habe und die ſich nun in ſchwarzen Strömen auf mein Holländiſches Papier ergießen.

Aber glauben Sie nicht, liebſter Freund, daß ich Ihnen Alles, was ich geſehen und gehört habe, in dieſem Briefe mitzutheilen willens bin. Fragmente darf ich Ihnen nicht vorenthalten. Aber das Ganze — gehört dem deutſchen Publikum, auf deſſen Koſten ich reiſe. Habe ich nicht die Beſchreibung meiner Reiſe, als ich noch zu Hauſe war, ſchon an einen deut-

ſchen Buchhändler verkauft? Läßt nicht dieſer ſchon das Publikum auf eine Prachtausgabe pränumeriren? Und ſo bindet mich auch in dieſem Winkel Aſiens das Intereſſe der Aufklärung an mein deutſches Vaterland. Ich habe ſogar die induſtriöſen Holländer in Erſtaunen geſetzt, als ich ihnen mit dem ganzen Stolze des deutſchen Patriotismus erzählte, wie ich geſonnen ſey, mir jeden Biſſen, der mir in Aſien wohlgeſchmeckt habe, in Europa von meinen Landsleuten bezahlen zu laſſen, und wie ich hierin nur dem Beiſpiele berühmter Männer folge.

Was ich als ein Fragment meiner weitläuftigen Reiſebeſchreibung — denn weitläuftig fällt ſie aus, weil ich für den

gedruckten Bogen fünf vollwichtige Louisd'or an Honorarium erhalte — Ihnen vorläufig mittheilen will, soll die neueße Nachricht von dem großen Tempel der Vernunft seyn, der, wie Sie wahrscheinlich noch nicht wissen, im Innern der Insel Sumatra gebauet wird. Wie kommt denn die Vernunft in's Innere der Insel Sumatra? möchte man fragen. Aber man weiß schon, daß sich die Vernunft im Jahrhundert der Aufklärung am ersten da findet, wo man sie am wenigsten sucht, z. B. auf der Fleischbank des Metzgers, in den Fässern des Bierbrauers und in den ledernen Taschen des Miethlakaien, wie die großen Namen Legendre, Santerre, Henriot u. s. w. beweisen, Namen, deren Ruhm bis ins Innere der Insel Sumatra

erſchollen iſt. Aber nichts mehr von dieſen Namen. Meine Phantaſie möchte ſich ſonſt nach Europa verirren; und was ich Ihnen zu melden habe, iſt rein aſiatiſche Wahrheit.

Erinnern Sie ſich aus der Naturgeſchichte an die berühmte Zwerg-Nation, die Quimo's, denen unſre neueſten Naturhiſtoriker ſogar die Exiſtenz ſtreitig gemacht haben? Dieſe Nation exiſtirt nicht nur; ſie iſt es, die, verbunden mit einer Nation von ungeſchwänzten Affen aus dem Geſchlechte der Gibbons oder Goloks, (Homo Lar Linnaei) den merkwürdigen Bau des Tempels der Vernunft im Innern der Inſel Sumatra, auf eigne Koſten unternommen hat.

Die Nation der Quimo's wurde den Europäern zuerſt durch einen gewiſſen Commerſon bekannt. Man hielt aber bald, wie Sie wiſſen, dieſen Commerſon für einen Lügner. Denn nach ſeinem Berichte war kein Quimo höher als zwei bis drittehalb Fuß; und an eine ſo kleine Nation zu glauben, fand man in Europa unter ſeiner Würde. Von dieſer Ungläubigkeit der Europäer hat die kleine Nation der Quimo's den gröſten Vortheil gezogen. Sie hat ſich, als es noch eben Zeit war, unter dem Mantel der hiſtoriſchen Nicht-Exiſtenz in der gröſten Geſchwindigkeit aufgeklärt, um nicht von den herrſchſüchtigen Europäern unterdrückt zu werden. Wie es mit dieſer unglaublich ſchnellen Aufklärung zugegangen iſt, kann

ich Ihnen jetzt nicht erzählen. Genug, die Quimo's haben so gut wie die Franzosen ihren Voltaire und ihren Helvetius, ihr *Systeme de la nature* und ihre Justine. Wer unter ihnen für einen Mann von Kopf gelten will, muß erstens keinen Gott glauben, und zweitens sich selbst für eine Maschine halten, die durch eine gewisse Springfeder, die sie Selbstliebe nennen, so lange zur Unruhe mechanisch determinirt wird, bis die Maschine stockt und die Selbstliebe nichts mehr zu lieben hat, weil alsdann das liebe Selbst, das, nach der Lehre der aufgeklärten Quimo's, ungefähr wie ein Käse, durch Gerinnung entstanden ist, zuletzt wie ein alter Käse von Würmern gefressen wird. Hat man sich zur Höhe dieser Grundsätze erhoben,

dann erſt wird man, nach der Lehre der aufgeklärten Quimo's, ein tugendhafter Menſch, das will ſagen: ein Menſch, der, ehe ſein liebendes und geliebtes Selbſt von Würmern gefreſſen wird, mit allen Sinnen ſelbſt ſo viel frißt, als er verdauen kann. Sie empfehlen deswegen als die nützlichſte Wiſſenſchaft die Moral, das will ſagen, die Theorie der Verdauung. Nun haben aber die Quimo's von Natur einen ſtarken Appetit und einen ſehr guten Magen. Auch kann der Eine mehr verdauen als der Andre. Einige verſchlucken, ohne an Indigeſtionen zu leiden, Hab' und Gut und Ruhe und Ehre andrer Quimo's in Ueberfluß und halten dazu vortreffliche Reden über die Tugend, das will ſagen, auf ihren geſunden Appetit. Es kommt,

meinen ſie, nur darauf an, daß man nach Grundſätzen handle und ſich in den Grundſätzen, die das oftgenannte Selbſt, wie zierliche Liebesbriefe an ſich ſelbſt, diktirt hat, durch kein Menſchengefühl, kein Gewiſſen, und keine Phantome von Gott und Unſterblichkeit irre machen laſſe.

Auf dieſe Art iſt die Vernunft unter den Quimo's in ein ſolches Anſehen gekommen, daß man geglaubt hat, ihr einen Tempel bauen zu müſſen, der zugleich ein Zuchthaus wäre, um das Land der Quimo's von innen gegen alle Unruhen, und eine Feſtung, um es von außen gegen alle Angriffe der Feinde, beſonders der Europäer, zu ſchützen. Man muß geſtehen, es war ein feiner Gedanke. Ein

europäiſcher Baumeiſter und Ingenieur kann ſich von einem ſolchen Gebäude nicht einmal eine Vorſtellung machen. Aber die Quimo's haben in ihrer Sprache ein Wort, das einen Tempel, eine Feſtung und ein Zuchthaus zugleich bedeutet. Man könnte es in unſern Sprachen nicht anders als durch Konſtitution überſetzen. Aber man hüte ſich, bei dieſer Ueberſetzung an unſre europäiſchen Staatsverfaſſungen zu denken.

Man hat in der Literatur der Quimo's vortreffliche Schriften über das Konſtitutions-Bauweſen. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Zeichnungen und Riſſe, die man dieſen Schriften beigefügt hat, auch bei wohldenkenden Europäern den Wunſch

erregen müſſen, ein ſolches Gebäude zu bewohnen. Denn auch als ein Wohnhaus läßt es ſich anſehen und zwar als ein Wohnhaus für Jedermann. Der Menſch iſt ja, wie Ariſtoteles beweiſet, ein politiſches Thier. Es muß ſo etwas von Dach und Fach, das der Staat gebauet hat, um und über ihm ſeyn, wenn er auch nichts weiter will, als was andre Thiere unter freiem Himmel und in ihren Höhlen wollen. Sehen wir nur in der Geſchichte nach, ſo finden wir, daß die Staatsverfaſſungen, die die politiſche Thierheit, das will ſagen, die Menſchheit nicht entbehren kann, entſtanden ſind, wie die Schneckenhäuſer. Sie ſind mit der Schnecke, die darin hauſet und ſie mit ſich ſchleppt, zugleich entſtanden, gewachſen

und an der Schnecke feſtgewachſen. Man kann durchaus nicht ſehen, ob ſie ihre Form mehr der freien Bewegung der Schnecke verdanken, oder ob die Schnecke ſich mehr nach der Form bequemen mußte, die der Zufall ihrem Hauſe gab. Das aber kann man ſehen, daß, wenn man das ganze Schneckenhaus gewaltſam zerſchlägt, die Schnecke ſelbſt entweder eines jämmerlichen Todes ſtirbt oder, wenn ſie ja die gänzliche Zerſtörung ihres Hauſes überlebt, ein neues Haus doch zuletzt wieder größtentheils vom Zufalle annehmen muß, eben darum, weil ſie ſelbſt ſich nicht eher wieder als eine wahrhaftige Schnecke fühlt, bis ſie ſich ſchon von neuem in einem Hauſe bewegt. Solche Betrachtungen anzuſtellen, war aber nicht im Charakter der

Quimo's. Und welcher Menſch, dem das ſchleimige Schneckenweſen anekelt, kann in einem Rauſche des menſchlichen Selbſtgefühls ſich nicht einmal in das Reich der Phantaſien verirren, wo die Staatsverfaſſungen Vernunfttempel und und keine Schneckenhäuſer?

Auch unter den Quimo's giebt es wirklich reſpektable Leute; und die ganze kleine Nation iſt eine heitere, gutmüthige und brave Nation. Die neue Aufklärung von der ich oben erzählte, war zu dem Volke noch nicht durchgedrungen. Sie hatte ſich meiſtens nur über die höheren und gelehrten Stände verbreitet. Aber eben dieſe Stände waren es auch, die den Bau des Vernunfttempels in Vorſchlag

brachten. Das Volk wußte gar nicht, was es davon eigentlich denken ſollte. Es freute ſich blindlings der Klugheit ſeiner Gelehrten und folgte dieſer aufs Wort, weil ſie ihm goldne Berge verſprachen. Ueberdem waren die Aufgeklärten unter den Quimo's im Beſitz einer Elektriſirmaſchine, mit der ſie im Lande herumzogen und den Leuten die Köpfe elektriſirten. Das half. Das ganze Volk gerieth in Bewegung. Man zündete Freudenfeuer an; man ſang; man tanzte; man kanonirte dazu. Es war ein Feſt, das mich alten Europäer ſelbſt beinahe zu einem Quimo gemacht hätte. Man ſahe gar zu deutlich, daß bei weitem der größere Theil der Quimo's den neuen Bau zuverläſſig beliebte.

Aber nun fragte ſich: Wer ſoll der Baumeiſter ſeyn? und wie ſoll man bauen? Darf man diejenigen, die nicht mit bauen wollen, dazu zwingen? Darf man ſie hängen, wenn ſie ſchlechterdings nicht mitbauen wollen?

Sobald dieſe Fragen nur aufgeworfen wurden, erhob ſich an allen Ecken und in allen Winkeln und auf allen öffentlichen Plätzen im ganzen Lande der Quimo's ein ſo fürchterliches Diſputiren, daß niemand mehr ſein eigenes Wort hören konnte. Und Jeder ſchrie: „Vernunft! Vernunft!“ Und Jeder meinte damit den Poltergeiſt, den er in ſeinem Schädel herumtrug.

Endlich rief einer, der es verſtand: „Wir ſind alle vernünftig. Wir müſſen

alle bauen, wenn der Tempel der Vernunft ſich majeſtätiſch erheben ſoll.“

Das gefiel. Alle wollten bauen, alle. Und weil Jeder fühlte, daß er wenigſtens Holz, Kalk, Steine und dergleichen ſchleppen und dadurch etwas zu dem Bau beitragen konnte, ſo meinte er, wer baue, ſei auch ein Baumeiſter. Alle Quimo's wurden in ihren Gedanken zu Baumeiſtern.

Aber was war mit den Gedanken geholfen? Ehe man ſich beſann, hatten ſich unter den Quimo's Parteien gebildet. Jede Partei kam mit andern Riſſen und Modellen zum Vorſchein. Jede Partei hatte ihre Anführer. Man merkte nun,

daß nicht jeder, wer mitbauen könne, auch zum Baumeiſter tauge. Sollten Baumeiſter gewählt werden, ſo ließ ſich bei der gegenwärtigen Erbitterung der Parteien gar nicht darauf rechnen, daß die größere Zahl der Wähler für die geſchickteſten und beſten unter den Candidaten ſtimmen würde. Die Uneinigkeit ſieg mit jedem Tage. Und wiſſen Sie, was für Geſchöpfe am Ende zu dem Poſten der Baumeiſter befördert wurden? Die langarmigen Affen oder Gibbons.

Affen wurden von Menſchen gewählt, einen Tempel der Vernunft zu bauen. Das kommt Ihnen in Ihrem kalten Europa ohne Zweifel etwas gewagt vor. Aber unter der Linie denkt man nicht wie in

Europa. Von jeher waren die Quimo's mit den Affen wie mit guten Freunden umgegangen. Die Läſterungen der Camper und andrer Europäiſchen Anatomen, die den Affen den Verſtand und ſelbſt die phyſiſche Sprachfähigkeit abſprechen, wurden von den Gibbons in Sumatra durch die That widerlegt. Manche Gibbons haben durch den vertrauten Umgang mit den Quimo's ſo feine Sitten erworben, daß man ſie nur an ihrer höheren Statur und an gewiſſen unaustilgbaren Zügen von den Quimo's unterſcheiden kann. Beſonders weit haben ſie es in der Beredſamkeit gebracht. Ihr natürliches Talent, zu geſtikuliren, haben ſie durch Kunſt ausgebildet. Dazu kommt der bewunderungswürdige Nachdruck, den ſie ihren Reden durch Heulen,

Grinsen und Fletschen der Zähne zu geben wissen. Bei solchen Talenten konnte es ihnen nicht schwer fallen, das Zutrauen des Volks zu gewinnen.

Kaum hatten die Gibbons den Bau des Vernunfttempels unternommen, so verlangten sie zuerst, daß der alte Landbaumeister, der bis dahin noch immer auf seinem Posten stand, gehen gehen würde. Der alte Landbaumeister war ein grundehrlicher und guter Mann. Wenn er, wie man ihm Schuld gab, nicht genug vom Bauwesen verstand, so war er doch einmal als Landbaumeister angestellt und in seinen Aussprüchen nichts weniger als herrisch. Wer weiß, ob er nicht mit Hülfe guter Rathgeber und Gesellen am Ende doch noch

vernünftiger und menſchlicher gehauet hätte, als die Gibbons? Aber er ſtand dem Gibbons im Wege. Er wurde gehangen.

Der Tod des Landbaumeiſters war das Signal zu einem Galgenfeſte durch das ganze Land der Quimo's. Das Hängen wurde auf Befehl der Gibbons mit ſolch einem Eifer betrieben, daß kaum Stricke genug angeſchaft werden konnten. Wer den Gibbons nur mit einem Worte widerſprach, wurde gehangen. Wer über einen Gibbon lachte, wurde gehangen. Wer weinte, wenn er ſeinen Freund hängen ſah, wurde gehangen. Am Ende gab ein Gibbon ein Mittel an, funfzehn Quimo's an Einem Stricke aufzuhängen. Nachdem auch dieß beliebt und mit Succeß ausgeführt worden war, geriethen die

Gibbons nich so wohl über den Bau des Vernunfttempels, als über die Aepfel und Kokosnüsse, die bei dieser Veranlassung zum täglichen Fraß ausgetheilt wurden, unter einander selbst in Streit. Nun kam die Reihe, gehangen zu werden, auch an sie. So wie eine Partei die Oberhand gewann, wurden die Gibbons von der andern Partei zugleich mit den verdächtigen Quimo's gehangen. Bis man zuletzt des endlosen Hängens müde wurde und in dem Verfahren gegen die besiegte Partei eine Abänderung traf, die man in der Assensprache menschlich nannte. Man transportirte die Schlachtopfer, die sonst zum Galgen geführt wurden, nach einer wüsten Insel, westlich von Sumatra, und ließ sie da verhungern.

Aber was wurde denn aus dem Bau des Vernunfttempels? hör' ich Sie fragen.

„Es wurde nichts daraus," würden Sie wahrscheinlich selbst antworten, wenn Sie zu uns nach Sumatra kämen und mit Ihren eignen europäischen Augen dem Bauwesen zusähen. Und freilich, wie kann ein Vernunfttempel gebauet werden, wenn Affen die Baumeister sind? Aber ich rathe Ihnen als Ihr Freund, wenn Sie zu uns kommen wollen, mit Ihren Aeußerungen behutsam zu seyn. Denn ungeachtet in der That während dem ganzen Galgenfeste unter den Quimo's noch nichts mehr als Modelle gebauet worden sind, die man überdem noch mit einer starken Wache decken mußte, damit sie nicht von einer

andern Partei sogleich wieder umgeworfen würden, so verrathen doch diese Modelle sehr viel Architektur. Brauchte es nichts weiter als Kenntnisse und Talente, um den Verlangten Tempel aufzuführen, so möchten vielleicht sogar die europäischen Nationen wohl thun, Baumeister von Sumatra zu verschreiben. Aber was die Köpfe der Gibbons Gutes zu Stande bringen könnten, das macht ihr böser Wille unmöglich. Was läßt sich von einem Affenwillen anders erwarten? Jeder Gibbon meint niemand als sich selbst, wenn er mit entsetzlichen Grimassen vom allgemeinen Besten spricht. Jeder denkt sich unter dem Tempel der Vernunft ein Gebäude, in dem er sicher und ungestraft nach seines Herzens Lust gestohlne Aepfel und Kokosnüsse

aufſpeichern und das Volk der Quimo's zum Beſten haben kann.

Kurz zuvor, ehe ich das Land der Quimo's verließ, wurde wieder ein koloſſaliſches Modell des projektirten Tempels errichtet. Die Erfindung war ſinnreich. Weil man nur irgend von Zimmermeiſter-Kunſtſtücken verſtand, wurde benutzt, um in der Form eines Triumphbogens ein Faßwerk aufzuführen, das das ganze Land der Quimo's einſchließen und ſichern ſollte. Weil aber doch das Bauwerk auf irgend etwas ruhen mußte, ſo legte man an beiden Seiten, wo es wie ein Triumphbogen den Boden berührte, zwei Schwellen von Holunderholz mit einer unzähligen Menge von Sitzen. Oben auf

dem Triumphbogen wurden fünf Sitze angebracht, auf die sich fünf Subjekte setzen sollten, die besonders geschickt im Balanciren wären, um durch ihr Hin- und Herneigen das schwankende Gebäude aufrecht zu erhalten. Es war eine Lust zu zusehen, wie die Giebens geschäftig waren. Aber indem Einige nur die nöthigen Sitze für sich und ihre guten Freunde zimmern wollten, liefen andere mit Aexten umher und hackten, wie unsinnig, in das schon fertige Fachwerk. Andre balgten sich. Kaum waren ihrer fünfe oben auf den Triumphbogen gestiegen, so balgten sie sich auch da, und wenn man meinte, sie balancirten, kam einer durch den Stoß des andern herabgepurzelt. Andre beteten andächtig zu einer Aeffin, die sie auf einen

Richtbaum gesetzt hatten und die ihnen das Symbol der Vernunft war. Noch andre liefen gar mit Sägen und Feuerbränden umher und versuchten mit beiden die lockern Schwellen von Holunderholz auszubessern.

Meine Geschäfte riefen mich nach Pasbang zurück, so daß ich das Ende dieser Versuche bei den Quimo's nicht abwarten konnte. Aber ich kann nicht umhin, meinen lieben Landsleuten, die so geschickte und allezeit fertige Nachahmer sind, die Thaten der Quimo's an's Herz zu legen.

II.

Schreiben aus Samarkand, das dortige Litteraturwesen, besonders die Samarkandische Litteratur-zeitung betreffend.

Samarkand, den 26. Juli 17[illegible].

Seit acht Tagen bin ich in Samarkand, im Herzen der grosen Tatarei. Da ich in keiner andern Absicht auf Reisen gegangen bin, als um die berühmtesten Lehran-

halten, Musensitze und Universitäten der ganzen Welt zu besuchen, so mußte die Universität Samarkand vorzüglich meine Aufmerksamkeit fesseln. Kaum weiß man in Europa, daß Samarkand die berühmteste Universität der ganzen Welt ist. Und doch wird Europa entweder von Samarkand aus die wahre Aufklärung, besonders in der Philosophie und Aesthetik, erhalten, oder unser Welttheil wird in ewigen Dunkel begraben bleiben.

Ehemals glich diese Universität vielen deutschen Universitäten. Es ließ sich gar nichts darüber sagen. Aber jetzt — ojetzt! wie hebt sie ihr Haupt empor! Und das verdankt sie nicht ihren älteren Instituten. Das verdankt sie vorzüglich ihrer Littera-

kurzsichtung, dieser nicht nur allgemeinen, sondern auch ganz besonders Samarkandischen Litteraturzeitung, die hier seit einigen Jahren in tatarischer Sprache gedruckt wird. Ich überlasse deswegen für heute alle übrigen Merkwürdigkeiten dieses Lieblingssitzes der Wissenschaft und Kunst des Aufgeklärteren Deutschen, um Ihnen die Geschichte der Samarkandischen Litteraturzeitung zu erzählen.

In der ganzen großen [illegible] man die Länder und Ströme zwischen dem kaspischen Meere und der Mongolei der Kalmucken noch immer nicht wirthschaftlich nennt, waren schon seit längerer Zeit mehrere gelehrte Zeitungen im Umlaufe, die

man in Europa nicht lieſet. Dem tatariſchen Publikum ſind gelehrte Zeitungen und Tobak eins der geringſten Bedürfniſſe. Kein Tatar hat das Herz, ein Urtheil über ein Buch zu fällen, wenn er ſich nicht die Tobakspfeife im Munde, auf den Ausſpruch einer gelehrten Zeitung berufen kann. Das iſt nun einmal tatariſche Denkart. Aber noch fehlte es an einem Inſtitute, das den tatariſchen Geiſt und Geſchmack vor jeder Umänderung in europäiſche Humanität zu ſichern geeignet wäre, bis die Samarkandiſche Litteraturzeitung erſchien.

Der Stifter der Samarkandiſchen Litteraturzeitung iſt ein Samojede von der Küſte des Eismeers, ein feiner, gewand-

ter und gründlicher Mann. Was er für seine Person für einen Zweck mit seiner neuen Zeitung erreichen wollte, ist schwer zu sagen. Aber die litterärische Begünstigung, zu der er den Grund gelegt hat, bleibt unter allen Umständen ein Verdienst, das ihm kein Tatar streitig macht. Wenn er selbst sich in der Folge von seinem Institute zurückgezogen hat, so sind doch der Geist und die Form der von ihm gegründeten Verfassung geblieben.

Das Erste, was das Institut der Samarkandischen Litteraturzeitung Eigenes und Auszeichnetes hat, ist ein Apparat von Instrumenten, die man unumgänglich nöthig fand, um die Aufmerksamkeit des tatarischen Publikums zu beschäftigen.

Unter diesen Instrumenten ist zuerst merkwürdig, eine ungeheure Zaubertrommel, ein Erbstück aus der Verlassenschaft eines sibirischen Schamanns oder Beschwörers. Wenn diese Trommel nur mit erträglicher Fertigkeit geschlagen wird, macht sie ein so betäubendes Getöse, daß die Tataren, wie von Sinnen, aus allen Ecken herbeigesprungen kommen, um dem Trommelschläger und dem Betrommelten zugleich einen litterärischen Huldigungseid zu schwören. Es sieht rosserlich aus, wenn so eine Schaar auf den Knien liegt und der Trommelschläger feierlich trommelnd dasteht.

Nächst der Trommel kommt eine alte Pfeifenpfeife in Betracht. Man stei-

ft

kel über ihren Ursprung. Einige behaupten, daß diese Pfeife zugleich mit der großen Trommel aus der Verlassenschaft des persischen Edelmanns herstamme. Andre sagen, das Samarkandische Institut habe sie von einem Lumpensammler gekauft und geben sie nun für die Pfeife des berühmten Rattenfängers von Hameln aus. Gewiß ist's, daß diese Pfeife einen so schneidenden Ton hat, daß man sie so weit wie die sibirische Trommel hört, und daß gar keine Geschicklichkeit erfordert wird, auf ihr zu pfeifen. Nur wer keinen Athem hat, kann keinen Ton daraus herausbringen. Das ist das Sonderbarste. Und niemand pfeift besser darauf, als wer die Schwindsucht, oder wer einen verdorbenen Magen, oder wer einen Po-

lippen am Herzen hat. So wie dieſe Pfeife tönt, rümpfen die Tataren die Naſe und ſpitzen den Mund; und fangen an zu pfeifen und hören nicht eher wieder auf, als bis ihnen die Lippen blau werden.

Nächſt der Pfeckpfeife ziert den Apparat der Samarkandiſchen Litteraturzeitung ein Blasrohr. Unſere ungezogenen Knaben in Europa laden dergleichen Blasröhre zuweilen mit Thonkugeln, um damit aus dem Hinterhalte auf rechtliche Leute zu ſchießen und ſich einen Spaß zu machen. Wer Mitarbeiter an der Samarkandiſchen Litteraturzeitung werden will und von edlem Eifer für die tatariſche Litteratur beſeelt iſt, muß verſtehen, ſtatt der in Europa üblichen Thonkugeln Gaſſenkoth in

das Blasrohr zu laden und damit auf alle Vorüberstehenden zu schießen, ohne daß diese merken, woher der Schuß kommt. Auch ist es dem Litteraturschützen unverwehrt, zuweilen vergiftete Pfeile zu gebrauchen und so sein Mäthchen an Jedem zu kühlen, gegen den er persönlichen Groll und Neid im Herzen trägt. Nur muß er sich dieses nicht zu oft erlauben, damit das Publikum in seinem kritischen Glauben an die Unparteilichkeit des Instituts nicht irre gemacht werde.

Außer der großen Trommel, der Pfeife und dem Blasrohr, hat das Institut noch manche artige Instrumente die zum Besten der kritischen Litteratur gelegentlich gebraucht werden, z. B. ein

Posthörnchen, das zuweilen den Trommelschlag unterstützen muß und auch einen entsetzlichen Lärm macht. Und alle diese Instrumente sind dem Institute eigen. Jeder, wer Mitglied des Instituts ist, hat den freien Gebrauch unentgeltlich.

Nicht weniger merkwürdig und durchaus tatarisch sind ferner die Gesetze des Instituts. Sie vereinigen die feinste Politik mit dem lebhaftesten Interesse für die Bildung des tatarischen Publikums. Ich habe diese Gesetze abgeschrieben und in's Deutsche übersetzt. Hier sind die ersten, nebst einen kleinen Commentar, zur Probe.

1. Gesetz. „Die Redaktoren der Sa-
„markandischen Litteraturzeitung, müssen

„Sorge tragen, daß besonders die Phi-
„losophie und die schönen Künste
„in der Tatarei nach ächt tatarischer Art
„betrieben werden. Die Kritiken in der
„Philosophie und den übrigen der schönen
„Künste müssen also niemanden übertra-
„gen werden, als notorischen Bar-
„teigängern, die mit der Trommel,
„der Pfeife und dem Tamtam beson-
„ders gut umzugehen und damit das
„Publikum zu interessiren wissen."

Commentar. Man muß nicht glau-
ben, daß die Mitglieder des Samarkan-
dischen Instituts etwa lauter Verwandte,
oder Musikfreunde wären, oder daß sie
ordentliche Verabredungen zusammen trä-
fen. Sie hassen und beneiden einander

von Herzen. Aber die Redaktoren der Samarkandischen Litteraturzeitung begreifen, daß sie durch die Hetze der Leidenschaften wie durch eine Bärenhetze das tatarische Publikum am gewissesten interessiren. Zu solchen Hetzen läßt sich aber niemand besser als die notorischen Parteigänger und Sektirer gebrauchen. Diesen werden also von den Redaktoren der Samarkandischen Litteraturzeitung die Fächer der schönen Künste und der Philosophie übertragen. So kommt in ihre Zeitung lebhaftes Interesse und Einheit des Geistes, ohne daß die Mitglieder des Instituts einander persönlich zu kennen nöthig haben.

2. Gesetz. „Die Samarkandische „Litteraturzeitung muß durchaus alle Par-

„teilichkeit gegen Individuen vermeiden
„und wo ſie nicht zu vermeiden iſt, dieſel-
„be dadurch verſtecken, daß überhaupt
„jeder, wer nicht zu der notoriſchen Sek-
„te der Mitarbeiter gehört, nur mit der
„Pflockpfeife und dem Blasrohre recenſirt
„wird, ſeine Schriften ſeyen übrigens
„geiſtlos oder geiſtreich, vernünftig oder
„unvernünftig und er ſelbſt ſey, wer er
„wolle. Doch können gewiſſe Antagoniſten
„die das Inſtitut wegen gewiſſer Privat-
„verhältniſſe zu ſchonen genöthig iſt, mit
„Stillſchweigen übergangen werden.“

Commentar. „Die Stadt Samar-
kand ſteht unter einem Chan, der in
der Nachbarſchaft reſidirt. Nun müßte es
wunderlich zugehen, wenn alle Bewe-

Mufti's, Effendi's und andre Perſonen, die der Chan in ſeinen Dienſten hat, von der Partei des Samarkandiſchen Litteratur-Inſtituts wären. Es giebt Männer unter ihnen, deren Denkart nicht tatariſch, und deren deswegen das Trommeln, Pfeifen und Blaſen ihrer gelehrten Landsleute ein Greuel iſt. Dieſe Gegner der Samarkandiſchen Litteraturzeitung müſſen um des politiſchen Intereſſe willen nach den Geſetzen dieſer Zeitung mit Stillſchweigen übergangen werden, ſo oft ſie etwas ſchreiben, das nicht im tatariſchen Geſchmacke iſt. Dagegen müſſen die Samarkandiſchen Recenſenten deſto lauter pfeifen und deſto mehr Koth blaſen, ſo oft ein Fremder ihrer ächt tatariſchen Denkart entgegen arbeiten will. Den Ruf

der Unparteilichkeit glauben ſie ſich hinreichend dadurch zu ſichern, daß ſie ohne Unterſchied Jeden auspfeifen und anblaſen, der nicht entweder zu ihnen, oder zu den öffentlichen und geheimen Räthen ihres Chans gehört. Das tatariſche Publikum iſt mit dieſer Unparteilichkeit ſehr zufrieden.“

3. Geſetz. „Das Samarkandiſche „Litteratur-Inſtitut muß vorzüglich „Mamlucken anvertraut werden, weil „dieſen auf den Sklavenmärkten erhandelten Mitglieder des Inſtituts gegen die „Zeit, wo ſie zu gebrauchen ſind, eine „gewiſſe feierlichknechtiſche Denkart und ein gewiſſer Haß gegen alle europäiſche Liberalität zur andern Natur

„geworden iſt, ſo daß ſie mit den Littera-
„tur-Inſtrumenten gewöhnlich am beſten
„umzugehen wiſſen.“

Commentar. Der Name Mamluck bedeutet ſo viel als **bewaffneter Knecht.** Das Samarkandiſche Litteratur-Inſtitut folgt in ſeiner Politik dem Syſtem der Bey's von Aegypten, deren Herrſchaft auch durch Mamlucken verfochten wird. Alles, was in Europa Adel, Freiheit und Liberalität des Geiſtes heißt, iſt den Samarkandiſchen Litteratur-Mamlucken ſo verhaßt, wie den Eulen das Tageslicht. Aber je unbedeutendere Geſchöpfe ſie nach europäiſcher Denkart als **Menſchen** ſind, deſto ſtolzer ſind ſie nach ihrer Denkart als **Mamlucken.**

Sie haben ein geſetztes Weſen, das man die Mamlucken-Majeſtät nennen könnte. Nur eigne Gedanken haben ſie nicht und dürfen ſie nicht haben. Mehrere von ihnen ſind überdem kaſſirt.

4. Geſetz. „Alles was von einem „Braminen der Univerſität Benares geſchrieben iſt, muß mit Stillſchweigen „übergangen, oder kalt abgefertigt, oder „mit der Pfeckpfeife und dem Blasrohre „recenſirt werden.“

Commentar. Die Braminen zu Benares, der Indiſchen Univerſität am Ganges, haben immer den Ruf einer literäriſchen Rechtlichkeit gehabt. Auch bei ihnen kommt jetzt eine gelehrte Zeitung

heraus. Aber der Gebrauch der Trommel ſowohl als der Pflockpfeife und des Blaſrohrs iſt in Benares jedem Recenſenten verboten. Überdem haben mehrere Braminen von Benares ihren Widerwillen gegen das Inſtrumentenkoncert der Samarkander nicht undeutlich verrathen. Dafür haben ihnen die Samarkander einen Krieg auf Leben und Tod erklärt, einen Krieg deſſen Ende nicht abzuſehen iſt. Man ſoll aber in Benares über alle Kriegserklärungen lachen, weil man dort die geſunde Vernunft zu ſehr auf ſeiner Seite zu haben behauptet, um die tatariſche Phantaſterei fruchtbar zu finden.

5. Geſetz. „Alles was von einem „Mitgliede unſers Inſtituts oder von

„einem Verehrer desselben verfaßt ist, muß „mit der schriftlichen Trommel recensirt wer„den. Kommt aber eine Schrift gar von „einem unserer Bey's, so muß das Insti„tut zu einer vollständigen Sanitätsanstalt „Muß die nöthigen Veranstaltungen tref„fen und auch das Pestkörnchen nicht ver„gessen.“

Commentar. Daß alles, was von den Mitgliedern des Instituts und den Verehrern desselben kommt, mit der Trommel recensirt wird, ist billig und zur Unparteilichkeit des Instituts unumgänglich nöthig. Denn es versteht sich von selbst, daß die Sache des Instituts und die Sache der Vernunft und des guten Geschmacks eine und dieselbe ist. Also ist auch nicht's

billiger, als, daß Alles, was ein Samarkandischer Recensent als Schriftsteller producirt, so recensirt werde, als ob es von den Musen selbst producirt wäre. Nach derselben Regel werden dann auch die Werke derjenigen Mamlucken recensirt, die zur Sekte des Instituts, wenn gleich nicht zum Institut selbst gehören. Anders aber verhält es sich mit den Bey's, denen zu Ehren die Gesetze eine vollständige Janitscharen-Musik verordnen. Einige dieser Bey's sind Schriftsteller, deren Werke man auch in Europa respektiren würde. Sie sind eigentlich keine Liebhaber von der Musik, mit der ihnen das Samarkandische Institut die Ohren füllt. Sie zeigen bei jeder schicklichen Gelegenheit, daß sie sich des pedantisch-phantastischen Beifalls sel-

cher kaschtischen Verächterer mehr schämen als freuen. Sie haben die Mamlucken die ihnen zu Ehren so gewaltig klingeln und trommeln, in der That zum Besten. So etwas merkt aber kein Mamlucke. Weil die Bey's höflich genug sind, sich die Ehren-Musik zum Scheine wohlgefallen zu lassen, so halten sich die Mamlukken für erklärte Günstlinge der Bey's und werfen sich in die Brust, als ob sie ihres Orts noch mehr vorstellten, als die Bey's selbst. Vor den Bey's nur kriechen sie tief im Staube.

Zu den respektabelsten dieser in Samarkand zu ihrer inneren Beschämung unaufhörlich betrommelten und beklingelten Bey's gehören ein Philosophe und einige

Dichter. Der Philoſophe gehört nicht zu den Unterthanen des Chans von Samarkand. Er wohnt weit von da, in einem ganz anderen Chanate, und heißt Haſſan Bey. Er iſt ohne Zweifel einer der vortrefflichſten Denker, die jemals philoſophirt haben. Daß er aber auch irren könne, und daß es erlaubt ſey, etwas, das er behauptet, mit aller Achtung, die ein ſolcher Mann verdient, zu bezweifeln und ſeine Zweifel zu äußern, können nach Samarkandiſcher Denkart nur Dummköpfe und Narren zu denken wagen. Seit etwa zwanzig Jahren ſteht Haſſan Bey in wohlverdienten Anſehn. Aber gegen ſeinen Willen wurde er Stifter einer unbändigen Sekte; und das mußte er werden, ehe er in der Samarkandiſchen Litteratur-

zei-

zeitung mit vollständiger Janitscharen-Musik recenzirt werden könnte. Sobald die neue Sekte ihr Haupt zu erheben anfing, versäumten die Vorsteher des Samarkandischen Instituts keinen Augenblick, um Leute, die notorisch zu der neuen Sekte gehörten, als Litteratur-Mamlucken für das Fach der Philosophie anzustellen. Seit dieser Zeit hat Hassan Bey keine Zeile geschrieben, die nicht von den Samarkandern mit voller Janitscharen-Musik recenzirt wäre, und niemand hat wagen dürfen, auch nur ein Wort gegen die Lehren Hassan Bey's zu reden, ohne bei der ersten Gelegenheit von den Samarkandern mit der Pfeifenröhre und dem Flintenrohr recenzirt zu werden. Die Litteratur-Mamlucken von der neuen Sekte, wenn

ßten ſich unter einander alle mit der Trommel, bis ſie unter einander ſelbſt uneinig wurden. Seit dieſer Zeit wiſſen die Vorſteher des Inſtituts kaum noch, wem ſie das philoſophiſche Fach ihrer Zeitung übertragen ſollen; denn ruhig prüfende und nach europäiſcher Art vernünftige Recenſenten kann man einmal in Samarkand nicht gebrauchen. Noch kürzlich haben ſie einen Schriftſteller von Benares, dafür, daß er gegen die einige Lehre Haſſan Bey's einige Zweifel äußerte, mit dem Blasrohre beſprützen laſſen.

Unter den Bey's, die als Dichter, nach den Geſetzen der Samarkandiſchen Litteraturzeitung mit vollſtändiger Janitſcharen-Muſik recenſirt werden müſſen,

iſt beſonders Ulug = Bey merkwür-
dig. Ulug Bey iſt nicht nur einer der
erſten Dichter ſeiner Nation und vielleicht
aller Nationen. Er iſt zugleich ein Lieb-
ling des Chans, unter deſſen Herrſchaft
Samarkand ſteht. Ihm zu Ehren iſt des-
wegen auch beſonders das Poſthörnchen an-
geſchafft worden, von dem ich oben erzähl-
te. Ulug Bey giebt den Litteratur-Mam-
lucken bei jeder Gelegenheit zu verſtehen,
daß er ſie für arme Sünder hält. Er hat
nie gemeinſchaftliche Sache mit ihnen ge-
macht. Aber ſie zittern, wenn er ſie
ſcheel anſieht, und ſind außer ſich vor
Freuden, wenn er von Zeit zu Zeit ein-
mal auf ihren vergötternden Beifall zu
horchen ſcheint. Es wäre auch undankbar
von ihm, wenn er ſeinen Fuß nicht we-

nigſtens ſanft auf den Nacken der Knechte ſetzte, die das Ziel ihrer Wünſche erreichen, wenn ſie ſeine Fußſchemel vorſtellen. Zuweilen aber ſtößt er ſie doch von ſich, wenn ſie gar zu zudringlich an ihm hinaufzukriechen verſuchen.

Niemand verſteht in Samarkand ſo gut die Janitſcharen-Muſik zu Ehren Ulug Bey's zu dirigiren als ein gewiſſer Kirgiſe, der auch mir ſeit einiger Zeit ganz beſondre Freundſchaftsdienſte erwieſen hat, für die ich ihm noch einmal öffentlich danken muß. Dieſer Kirgiſe iſt auch ſehr bekannt mit der deutſchen Litteratur. Einem deutſchen Recenſenten zu Ehren, den er ſich zum Muſter genommen hat, nennt er ſich auch Auguſt Wilhelm. Die

Verehrer des Samarkandiſchen Inſtituts nennen ihn zum Beweiſe ihrer Zärtlichkeit ſchlechtweg den lieben Auguſt. Er hat auch ein Volkslied, das denſelben Titel führt, wie man verſichert, aus Deutſchland kommen laſſen, um nach der Melodie deſſelben, die etwas Pathetiſches hat, ſeine Recruten zu Ehren ſeines Namens einexerzieren. Dieſer liebe Auguſt zeichnet ſich unter den Samarkandern beſonders durch ſeinen Haß gegen die Braminen von Benares aus, aber doch nur wie man verſichert, ſeitdem er ſelbſt nicht mehr verſucht, in Benares ſein Glück zu machen. Er hat ein wirklich ungewöhnliches Talent, fremde Kleider zu tragen, als ob es ſeine eignen wären. Sobald er ſich aber in ſeinem eigenen Rocke zeigt,

kennt ihn kein Mensch mehr. Ungeachtet er von Natur gar nicht weiß, was Enthusiasmus ist — denn er ist kalt wie ein Amphibium — hat er sich doch in die Theorie des Enthusiasmus so hineinstudirt, daß er nur noch zweierlei Urtheilsformen kennt, die Form der Vergötterung und die Form der Verhöhnung. Solch ein Mann ist nun gerade der rechte Mann für das Samarkandische Institut. Und in der That, ich rathe Jedem, wer seinen Geschmack lieb hat, nach Samarkand zu reisen, um den lieben August recensiren zu hören, wenn er etwas von Ulug-Bey recensirt. Er eröffnet die Musik gewöhnlich mit dem Posthörnchen, wozu im Chor ein tatarischer Vers gesungen wird,

den ich nicht anders zu überſetzen wüßte, als ſo:

„Trarrah! trarrah! trarrah!
„Der Herr Geheimerath ſitzt da!“

Sobald türkiſches Volk genug zuſammengeſtrömt iſt, ſängt dann der berühmte bernewürdige Litteratur-Mamlacke ſeine Recenſion langſam und feierlich nach der Melodie: „O du lieber Auguſt!“ abzuſingen an, und die Janitſcharen-Muſik begleitet ihn bis zu Ende. Das Volk ſchreit vor Freuden: Ulug Bey iſt Ulug Bey, und der liebe Auguſt iſt ſein Prophet. Man nennt dieſes Freudengeſchrei auch wohl den äſthetiſchen Islam. In Europa würde es dieſem äſthetiſchen

Islam wie dem Mahomedaniſchen geben. Man würde nur die erſte Hälfte davon einräumen.

Ulug-Bey giebt zuweilen kleine Feſte, zu denen ſich denn ſeine Vergötterer drängen wie die Bettler zur Spende. Da merken ſie ſich Alles, was er ſagt, damit ſie wiſſen, was ſie ſelbſt bei vorkommenden Umſtänden zu ſagen haben. Ulug-Bey macht mit ihnen nur wenig Umſtände. Aber ſie wiſſen den rechten Sinn für ſein Betragen auszufinden und ſind immer glücklich, wenn er ſich nur auf irgend eine Art mit ihnen gemein macht. Neulich ſtieß ihn Einer, der ihn recht genau betrachten wollte, mit der Naſe beinahe in's Geſicht. Ulug Bey aber gab dem Be-

wunderer einen Nasenstüber, daß der arme Mensch zurückfuhr. Man besorgte, es möchten unangenehme Auftritte erfolgen. Aber der beleidigte Litteratur-Mamlucke rieb sich lächelnd die Nase und sagte mit der liebenswürdigen Artigkeit zur Gesellschaft: „Laßt ihn! Er schwelgt im Gefühle seines schönen Selbst.“ Und die Gesellschaft wünschte ihm Glück zu den schönen Gedanken.

Ein andres Mal wollte einer von diesen ästhetischen Litteratur-Mamlucken beim Spazierengehen seinen Arm unter den Arm Ulug-Beg's practiciren, um vor dem Volke als der Freund des großen Mannes zu erscheinen. Aber Ulug Beg ließ ihn mit dem Ellbogen dergestalt zur

Seite, daß der gute Freund in den Koth fiel. Und was that der gute Freund, als er wieder aufstand und sah', daß Einige das Vertrauen Ulug Beg's etwas rauh befanden? Er zupfte sein Gewand und sagte: „Laßt ihn! Er erweitert die Grenzen der Kunst.“

Durch solche Prachtausdrücke macht man in Samarkand vorzüglich sein Glück.

Sollten Sie wünschen, noch mehr von den Merkwürdigkeiten des Samarkandischen Litteratur-Instituts zu erfahren, so will ich Ihnen gelegentlich das Personale der gesammten Litteratur-Mamlucken mittheilen. Man thut zwar heimlich damit; aber es ist doch zu haben. Einige

Proben von Recensionen in Samarkandischen Geschmacke habe ich selbst aufgesetzt und lege sie Ihrer Kritik vor.

Vielleicht sind durch die Bemühungen der Samarkander, gegen die Zeit, wo ich Europa wiedersehen werde, die Asiatische Aufklärung und der Asiatische Geschmack schon bis in Ihre Gegenden durchgedrungen. Uebrigens habe ich anzumerken, daß die große Tatarei viel größer ist als sie auf unsern Landkarten aussieht.

Recenſionen

im Geſchmacke der Samarkandiſchen Litteraturzeitung.

1.

Recenſion mit der Pfeife, aber feierlich und ohne Maſcche.

Schöne Künſte. Klopſtock's Werke. Erſter und zweiter Band. Oden. Leipzig, bei Göſchen. 1798.

Das deutſche Publikum hat ſich von jeher durch ſeine Gutmüthigkeit ausgezeichnet. Werke der Kunſt oder der Küm

ſteler, die von einem gewiſſen Firnis der Neuheit glänzen, als Meiſterwerke anzuſtaunen, und wenn die Zeit das Recht der Verjährung an dieſem Erſtaunen ausgeübt hat, es blindlings dabei bewenden zu laſſen und der Geburt einiger verlornen Stunden einen Platz im Pantheon der Unſterblichkeit zu gönnen. Um die Ehre ſeiner Zeitgenoſſen bei der reiferen Nachwelt zu retten, zeigt Recenſent eine neue Ausgabe der, wie er glaubte, längſt vergeſſenen Klopſtockiſchen Oden an. Ueberzeugt, daß der Name vor der Sache verſtummen muß, entſchuldigt er ſich nicht, wenn er eine Sammlung von Gedichten, deren Gunſt bei dem Publikum nur erſchlichen iſt, vor das Forum der unbeſtechlichen Kritik zieht. Um aber auch den

Schein des Verwurfs von sich abzulehnen, als ob er vielleicht aus kunstrichterlicher Eitelkeit Fehler aufsuche, wo andere Schönheiten sehen, will er einige Bemerkungen über den ästhetischen Gesichtspunkt voranschicken, aus welchem die Ode als ein Produkt der sublimsten Kunst, betrachtet werden muß.

Unter allen Dichtungsarten ist unstreitig keine, bei der das Genie mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als die Ode. Das Feuer der Darstellung mit der Reinheit der Diktion, den Reichthum des Ausdrucks mit der Klarheit des Gedankens zu vereinigen, und die Foderungen des guten Geschmacks zu befriedigen, während das Herz des Lesers zur Höhe eines idea-

lischen Gefühls empor gehoben wird, dies ist die Aufgabe der Kunst an dem Odendichter. Alle übrige Gattungen der lyrischen Poesie beschäftigen sich mehr mit den niedern Bedürfnissen der menschlichen Natur. Um das Ziel, welches die Kunst dem Odendichter steckt, zu erreichen, muß man sich an die Grenze der höhern Gattungen wagen, aus deren Vereinigung die Phantasie der Alten ihre Helden und Götterbilder hervorzulocken verstand. Was im Liede für eine Nachlässigkeit durchschlüpfen kann, ist in der Ode eine Sünde. Der erste beleidigende Verstoß, den der Künstler gegen die Delikatesse, die aus dem veredelten Zustande der Menschlichkeit unausbleiblich entspringt, begehen kann, ist Affektation. Nirgends ist

seine Wahrheit und Natur ein so wesentliches Erforderniß des Ausdrucks und der Komposition, als da, wo die Kunst Miene macht, sich über die Natur erheben zu wollen. Der Odendichter darf sich Verwickelungen erlauben, um das Interesse seines Stoffs zu beleben; aber gezierte Wendungen, sichtbar herbeigeführte, nicht unwillkührliche und mit Geschmack verdeckte Unordnung, rauschende Worte als Hülle gemeiner Gedanken, richten alles zufällige Interesse zu Grunde, das allenfalls in dem Stoffe gefunden werden kann. Verfällt nun aber der angebliche Odendichter noch in den zweiten Hauptfehler, die Matt i g k e i t, die dem freilich mit der Affektation verschwistert ist, so hört sein Mach-

werk

werk auf, ſogar eine ſchlechte Ode zu ſeyn, und vernichtet ſich ſelbſt.

Leider iſt dieſes nur der Fall bei der ganzen vor uns liegenden Odenſammlung. Wir können den widrigen Eindruck nicht bergen, den ſie bei wiederholtem Durchleſen auf uns gemacht hat. Was der Klopſtockiſchen Muſe ihre erſte Celebrität verſchafft hat, iſt nicht ihr Verdienſt, ſondern der Umſtand geweſen, daß ſie damals, als der Glaube noch über den Verſtand in Deutſchland die Oberhand hatte, religiöſe Gegenſtände in einer den Griechen abgeborgten Manier zu bearbeiten verſuchte. Derſelbe Geiſt, der in der Meſſiade herrſcht, hat auch dieſe Oden hervorgebracht. Das erſte Buch enthält nichts als geiſtliche Ge-

Limitäten, bei denen man höchstens Kopfschmerzen gewinnen kann. Um uns indes daran nicht zu vergreifen, wählen wir zum Beweise unsers Urtheils, die bekannte Ode des zweiten Buchs, die die Ueberschrift hat: Der Zürchersee, und der es gelungen ist, man kann kaum sagen wie? einen vorzüglichen Beifall dem gebildeten Theile des Publikums abzutändeln. Wir wollen die Bestandtheile dieses monströsen Auswuchses der Phantasie näher betrachten und dann sehen, was für ein Ganzes aus ihrer Komposition entstanden ist. Das Gedicht fängt an:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht.
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Die Anrufung an die Natur und die Vergleichung derſelben mit einem heitern Geſichte, das ihre Wunder betrachtet, iſt nicht verwerflich. Aber wie iſt dieſer Gedanke durch die bombaſtiſche Sprache entſtellt, in die wir ihn hier eingekleidet ſehen! Die Natur iſt ſchön, als belebtes Weſen gedacht, erfinderiſch und in ihrem Aeußern prächtig. Aber die Pracht der Erfindung! Wie ſteif ſtehen dieſe beiden an einander geſchobenen allgemeinen Begriffe, ſtatt eines lebhaften Bildes da! Und nun gar: Die Pracht der Erfindung iſt ſchön! Wie kann man pedantiſcher ſich ausdrücken! Aber die Pedanterie gehet weiter. Was wird aus dieſer ſchönen Pracht der Erfindung? Sie wird auf die Fluren verſtreut. Blu-

men, ſollte man denken, hätte die Natur auf die Flaren verſtreut; denn die laſſen ſich verſtreuen. Aber unſer Dichter verſtreuet ein verwickeltes Abſtraktum, die ſchöne Pracht der Erfindung. Jetzt kommt die Vergleichung der ſchönen Natur mit einem frohen Geſichte. Was thut dieſes Gesicht? Es denkt noch einmal den großen Gedanken der Schöpfung der Natur. Das Geſicht denkt? Das ſoll wohl ein Bild ſeyn. Denn ſonſt denkt der Verſtand, deſſen Beſchäftigung das Geſicht ausdrücken kann. Aber was denkt das Geſicht? Den großen Gedanken der Schöpfung! Alſo ſehen wir nicht nur im Geſichte die Beſchäftigung des Verſtandes, ſondern wir ſehen zugleich, daß er ſich mit der metaphyſiſchen Betrach

tung der Schöpfung beschäftigt. Das ist alles Mögliche. So weit hat sich bis dahin noch kein Physiognomist verstiegen. —

Von des schimmernden Sees Trauben
gestaden her,
Oder, flohst du schon wieder zum Him
mel auf,
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,
Komm und lehre mein Lied jugendlich
heiter seyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem be
seelteren,
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Wir wollen einmal den Gedanken, der hier ausgedruckt seyn soll, an sich selbst betrachten. Der Dichter ladet die Freude ein, ihn auf seiner Wasserfahrt zu beglei-

ton. Spricht er im Ernſt? möchte man fragen. Er ladet die Freude ein? Alſo vermißt er ſie? Alſo muß er ſie, wie in ſeinen poetiſchen Nöthen die Muſe, herbeirufen, wenn ſeine Fahrt nicht traurig oder langweilig ausfallen ſoll? Warlich ein ſchlechtes Kompliment für die Gegend, die ihn augenblicklich zu dieſer Ode begeiſterte, und für die Freunde, die mit ihm fuhren. Er ruft alſo die Freude; und wir wollen ihn bedauren, daß es ſchon beim Einlauf ſo weit mit ihm gekommen war. Welchen Dienſt ſoll ihm nun aber die Freude thun? Man dächte, das verſtünde ſich von ſelbſt. Denn die Freude macht doch wohl für's erſte freudig. Unſer Dichter liebt die Ausführlichkeit da, wo man ihrer überhoben ſeyn möchte, und

verwickelt ſich dabei in eine ſo klägliche Tautologie, daß baarer Nonſens heraus kömmt. Die Freude ſoll ſein Lied lehren, jugendlich heiter ſeyn, wie ſie ſelbſt. Dieſe Worte leiden eine doppelte Erklärung. Entweder ſoll heiter und zwar jugendlich heiter ein beſtimmterer Begriff ſeyn, als freudig überhaupt, oder es ſoll nur eine Paraphraſe des letzteren ſeyn. Im erſten Falle folgt, daß die Freude ſelbſt, die ihren Karakter dem Liede einflößen ſoll, immer jugendlich heiter wäre. Nehmen wir aber den zweiten Fall an, ſo heißt der Gedanke aus der Odenſprache unſers Dichters in's Deutſche überſetzt: „Süße Freude, mach' doch mein Lied freudig! Und genau unterſucht, bringt

die erste Erklärung diese zweite mit sich. Denn wenn die Freude ihrem bleibenden Karakter nach, jugendlich heiter iſt, ſo iſt es einerlei, ob der Dichter zu ihr ſagt: Mache mein Lied freudig, oder, Mache es jugendlich heiter. Wenn doch unſre jungen Anfänger, die das Gewöhnliche ſo gern auf eine außerordentliche Art ausdrücken mögen, an dieſem Exempel ſich ſpiegelten! Der Unſinn wird aber noch recht ausgeführt. Die herbeigerufene Freude, ſoll warm und kalt aus einem Munde blaſen. Sie ſoll ſeyn erſtlich, gleich dem beſeelteren, ſchnellen Jauchzen des Jünglings, und zweitens, gleich der fühlenden Faunk. Nun begreifen wir's auf einmal, wie dieſe

von der Freude ſo wunderbarlich inſpirirte Ode ſo gut gerathen iſt.

Nun gehe die Reiſe vor ſich. Zu drei Strophen, die wir unmöglich abzuſchreiben uns überwinden können, wird nichts weiter geſagt, als daß die Schiffergeſellſchaft Zürich im Rücken ließ, und lebhafter wurde, und zu ſingen anfing. Wir wollen ſie in der ſiebenten Strophe landen ſehen.

Jetzt empfing uns die Au in die beſchattenden
Kühlen Arme des Waldes, welcher die Inſel krönt.

Wie ſchön würde dies einfache Gemälde ſeyn, wenn durch die affektirte Diktion nicht wieder Unſinn aufgetragen würde! Die Au

empfing die Gesellschaft in die Arme des Waldes? Das ist, als wenn ich sagte: Meine Stube empfing mich in meinen Lehnstuhl. Ein Ding empfängt in das andere? Welcher vernünftige Mensch hat je so gesprochen?

In dieser Situation befindet sich die Gesellschaft, als nun endlich, spät genug, die Freude ganz bei ihnen ankömmt.

Da, da kamest du, Freude,
Neues Maßes auf uns herab.

Man denke, daß die Freude personificirt ist! Und sie kommt, eine Person, volles Maßes? Wenn es noch hieße: In voller Glorie! Oder wenn die

Freude ihre Gaben im vollen Maße austheilte. Das Traurigste bei dieser Vernachlässigung des einmal gewählten Tropen ist, daß der Dichter uns nicht einmal in dem Glauben läßt, als habe er sein voriges Bild vergessen. Denn er fährt sogleich fort:

Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!

So geht es mit den Bildern in der Poesie drüber und drunter, wenn man mit wächsernen Flügeln gen Himmel fliegen will. Diese Proben mögen zur Würdigung der Klopstockischen Muse genug seyn.

II.

Recension mit der Trommel *).

Schöne Künste. Auf Kosten des Verfassers, in Kommission bei Muku, auf der Chinesergasse zu Samarkand. Lit. Z. Odinetten von Peter Squenz. Drei und ein achtel Bogen, auf Pergament sauber gedruckt, mit vielen Kupfern.

Unter dem bescheidenen, aus dem Deutschen entlehnten Namen Peter Squenz verbirgt sich vor dem tatarischen Publikum

*) Der Verfasser ist einer der fleißigsten Mitarbeiter an der Samarkandischen Litteraturzeitung. Nur zur Erholung versucht er sich dann und wann in deutschen Versen.

ein Dichtergenie, deſſen wahren Namen zur Ehre unſrer Nation und zur Beſchämung des Auslandes Recenſ. nennen würde, wenn er ſich nicht eben dadurch an der Beſcheidenheit des liebenswürdigen Dichters zu verſündigen und die Pflicht einer in ſolchen Fällen empfehlungswürdigen Diskretion zu übertreten befürchtete. Nur drei und ein achtel Bogen beträgt dieſe Sammlung von Gedichten. Aber die Fülle des Genie's zeigt ſich um ſo deutlicher, je enger der Raum iſt, den die Worte einnehmen. Odineetten nennt der Dichter die reizenden Erfindungen ſeiner genialiſchen Laune. Sein Zweck war, in einer und derſelben Form, der er überdem noch den ſprödeſten Stoff, die deutſche Sprache, unterwarf, den Ernſt der

Ode mit der ſchwebenden Leichtigkeit des Liedes und der Zärtlichkeit der Elegie zu vereinigen. Mit bewunderungswürdiger Feinheit hüllt er die Energie in den Schleier der Delikateſſe, und die Delikateſſe in die Toga der Energie. Die Kunſt wird unter ſeinen Händen zur zweiten Natur, und die Natur zur erſten Kunſt. Statt dem Leichtſinn ſeiner Zeitgenoſſen zu ſchmeicheln, erhebt er ſich über ſein Jahrhundert, indem er ſelbſt der Tändelei eine moraliſche Tendenz zu ertheilen und die Tugend in der Geſtalt der Liebe zu ſchildern verſteht. Doch damit unſer Lob nicht parteiiſch ſcheine, wählen wir zur Probe die Odinette S. 54, ein Gedicht, das mit allen Blumen der Grazien geſchmückt iſt. Es iſt im Namen eines Frauenzim-

mers verfertigt. Da das Sujet die Empfindung eines Mädchens iſt, ſo verbreitet ſelbſt dieſer Umſtand über das Gemälde ein ſo ſüßes Helldunkel, daß es, wie der berühmte Hermaphrodit in der Antike, den Reiz der Weiblichkeit mit der männlichen Kraft um ſo zärter vereinigt. Das Gedicht iſt überſchrieben: „Warum ich Ihn liebe.“ Dieſe Ueberſchrift läßt beſorgen, daß der Leſer wenig Neues hören werde, weil der Steff ſchon ſo verbraucht iſt. Aber man höre nur gleich die originale Leichtigkeit, mit welcher das Gedicht anfängt!

O du, der mich in Liebesgarn verſtrickt,
So ſehr ich mich,
Den mancher Traum an meinen Busen drückt,
Wie lieb' ich dich!

Mit welcher Offenherzigkeit das Mädchen ihre Liebe geſteht, und mit welcher Feinheit ſie zugleich die Schuld auf ihren Jüngling ſelbſt und auf den Traum ſchiebt! So ſehr ich mich! Da malt ſich das ganze Mädchen. Sie denkt daran, daß ſie ihm im Traume an ihren Buſen drückt, und ſagt: der Traum drückt dich an meinen Buſen. Alſo ſie hat nichts zu verantworten. Welche Delikateſſe! Ein mittelmäßiger Dichter würde von der Liebe ſelbſt vielleicht manches Ueberflüſſige und Gemeine beigebracht haben. Unſer Dichter geht ſogleich zu einer Frage über, aus der ſich ein neuer Gedanke entwickeln läßt.

Allein wie kommt's, daß ich ſo heiß
dich liebe,
Mein Damaren?
Daß mich die Sehnſucht wohl durch
Ströme triebe,
Um dich zu ſehn? —

Allein wie kommts? Wie unbeſchreiblich reizend! **Allein wie kommts!** Und welches Feuer in den zwei letzten Zeilen! Die Liebende denkt ſich nicht als eine zweite Hero, die erwartet, daß ihr Leander ihretwegen den Fluten trotzen ſoll. Sie ſelbſt iſt Leander. Sie ſelbſt trotzt den Fluten. Aber ſchnell gewinnt die weibliche Zartheit wieder die Oberhand. Sie fährt fort zu unterſuchen, warum ſie ihren Damaren liebt.

Zwar sanftes Roth tuicht deine Lilienwangen,
So hold zu schaun.
Doch Jugendglut würd' auch nicht minder prangen,
Auf ernstem Braun.

Eine ganz überraschende Wendung. Indem die Sängerin die Schönheit ihres Geliebten zu bezweifeln scheint, nimmt sie der Gelegenheit wahr, sie uns zu schildern.

Zwar sah ich wohl, wie blauer Augen Schmachten
Bezaubern kan;
Doch braun und schwarz ist auch nicht zu verachten,
Mein guter Mann.

Die beiden letzten Zeilen muß man wieder von der Seite der Naivetät anse-

sen, um die ganze Schönheit des Ausdrucks zu empfinden. Und vollends das Letzte: Mein guter Mann! Wie zärtlich neckend! Wie herzlich dabei! Und wie ahndend!

Entzückt schlug ich den Arm um deine Seiten.
So schlank und fein.
Doch ist's auch schön — vielleicht läßt sich's bestreiten —
So schmal zu sein?

Noch einmal ein Ausbruch des süßen Feuers. Und im Augenblick darauf hören wir wieder das züchtige, zweifelnde Mädchen. Als wollte sie sich selbst dafür strafen, daß sie so lebhaft sich die schlanke Gestalt ihres Geliebten vorgestellt hat, eilt sie nun mit einemmale, das Räthsel ihres Herzens zu lösen.

Ach! Nascenreiz macht nicht, daß ich
dich wähle,
Dich, ganz allein.
Wo aber iſt ein Mann von Herz und
Seele
So engelrein?

So edel, ſo unſchuldig iſt dieſe Liebe, zu welcher in der erſten Strophe die Sängerin ſich nicht einmal bekennen wollte. Und nun ſchließt ſie mit einem Tugendfeuer, worüber man die Lebhaftigkeit der vorhergehenden kleinen Aeußerungen ganz vergißt.

Du ſteuerteſt durch rauher Jugend Klippen
So glücklich hin.
So nun mein Kuß den unentweihten
Lippen
Lohn und Gewinn.

Gern ſchrieben wir noch ein zweites Produkt der nehmlichen Muſe ab, das S. 18 ſteht und die Ueberſchrift hat: Warum ſo bleich und blaß, mein Jüngling? Aber der Raum verbietet es uns. Wohl dem Dichter, der wie Peter Squenz ſeine Zeitgenoſſen zur Tugend begeiſtert! —

Epilog.

Statt dich, geneigter Leser, noch mit mehreren demokritischen Herzenserleichterungen zu unterhalten, muß ich mich für dieß Mal empfehlen. Warum? das darf ich dir so öffentlich nicht sagen. Denn sonst erführe es auch dein und mein Feind, der ungeneigte Leser; und vor dem müssen wir einige Geheimnisse behalten. Vielleicht aber giebt mir eben dieses verzweifelte Subjekt, nehmlich der ungeneigte

Leser, die nächste Veranlassung, dieses mein demokritisches Taschenbuch fortzusezzen; und dann wollen auch wir, geneigter Leser, uns weiter sprechen. Ganz recht wäre es mir indessen, wenn du mein Taschenbuch unter die Rubrik der gemeinnützigen Possen in deinen Bücherkatalog eintrügest. Dieses Fach ist noch wenig besetzt; und doch ist es in einem kosmopolitischen Bücherkatalog eines der unbedeutendsten Fächer, weil *ridiculum acri fortius et melius plerumque magnas secat res*, das heißt, weil die Narren sich um so wichtiger in ihrer Narrheit fühlen, jemehr man zu ihnen die Sprache der Weisheit redet.

Hat dir übrigens mein Taschenbuch eine kosmopolitische Unterhaltung gewährt,

ſo ſcheue die kleine Arbeit nicht, die fatalen Druckfehler zu verbeſſern, die du hier und da finden wirſt, z. B.

Seite 28. Zeile 9. muß nach muſterſt kein Punkt, und ſo an vielen Orten ein ganz anderes Zeichen ſtehen, als im Buche ſteht.

Ebendaſ. Z. 2. von unten muß du ein n vertilgen in dem Worte Wodann. Denn damals, als unſre Vorfahren noch den Woban anbeteten, machte es ihnen noch kein Vergnügen, ihre und ihrer Götter Namen mit ſo vielen Konſonanten, als möglich, zu ſchreiben.

S. 17. Z. 2. muß natürlich ſeinem und nicht ſeine geleſen werden.

S. 58. Z. 1. findeſt du Staatsmäu. nerherren ſtatt Staatsmännerherzen. Ob der Setzer etwa meint, daß Staatsmänner auch nicht einmal ſo viel von Herzen haben, daß man es mit einem Buchſtaben bezeichnen könnte?

S. 89. in der ſechsten Zeile, und gleich darauf noch einige Mal, findeſt du ein J ſtatt eines T mit zwei Sternen. Das iſt wieder ein Sarkasmus des Setzers. Denn den T mit zwei Sternen kennt Jeder, aber den unſchuldigen J mit zwei Sternen kennt kein Menſch. Alſo ſollte wohl gar der T** auſſer den Sternen auch noch Bänder tragen?

S. 90. in der vorletzten Zeile von unten iſt der alte Silen die Silen genannt

Welch ein Schnitzer gegen die Mythologie!

S. 132. auch in der vorletzten Zeile von unten sind friedliche Anhangspersonen ungebührlicherweise in Anklagspersonen verwandelt.

S. 160. Z. 8. u. 9. ist nun gar aus einem Prädikanten die einem lebendigen Wesen, das sich zu einem Prediger verhält wie ein Skribent zu einem Schriftsteller, ein logisches Prädikat gemacht. Da sieht man die Folgen der übermäßigen Ausbreitung der Philosophie! Ihre Kunstsprache ist überall vorwaltend, selbst in den harmlosen Fingern der Setzer in unsern Buchdruckereien.

Nachschrift.

Damit du, geneigter Leser, nicht glaubst, ich sey gegen den Setzer, meinen guten Freund, unbilliger gesinnt, als gegen mich selbst, will ich zum Beschlusse auch mich selbst korrigiren. So besteht die Welt. Die Liebe fängt mit dem Selbst an, und die Korrektur schließt damit. S. 43. u. 44. wird nach einer deutschen

Familie Namens Scherz gefragt. Wer die Frage beantworten will, den will ich gern dazu behülflich seyn. Er muß sich aber bequemen, Scherzii Glossarium kennen zu lernen. Dann kann er mich gründlich widerlegen.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Edmund Oliver, ein Seitenſtück zu Rouſſeau's Heloiſe. Mit 1 Kupfer von Kohl und Schubart, 1ſtes Bändchen, 8. Erfurt in der Henningſchen Buchhandlung. 20 gr. —

Bei der geiſt- und herzloſen Menge der deutſchen Romane, die unſere Litteratur überfluthen, bleibt es immer verdienſt-

voll die Originalwerke unserer Geistesverwandten der Engländer auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen. Aber seit langer Zeit konnte sich dieses Verdienst niemand mit so vollem Rechte zueignen, als die Uebersetzerin dieses Buchs, voll Geist Phantasie und Gefühl. Man kennt es in London nur unter dem Namen der Heloise der Engländer, so ganz ist man über den Werth desselben einverstanden, daß man es Rousseau's Meisterwerke an die Seite setzt. Wir können einem Buche, das einen so schönen sittlichen Zweck verfolgt, kein besseres Lob ertheilen, als wenn wir in dieses Urtheil einstimmen, und es so den Lesern empfehlen, die Rousseaus Manen verehren. Das 2te und letzte Bändchen folgt nächstens nach.

Europens Götter im Fleisch. Ein Gemälde aus der politischen Welt. Von dem Verf. der Miranda und des Cauls II. Zwei Theile mit satyr. Kupfern. 1799. 1 Thlr. 12 Gr.

Ich habe mich meinem Ziele genähert, hier übergebe ich dem Publikum die letzten Resultate meines Herumirrens in der politischen Welt. Unerkannt, jedem meiner Leser unbekannt habe ich selbst viel oder wenig Theil genommen an dem, was ich schrieb, habe ich zum Theil die Rollen mitgespielt, die ich austheilte. Eine große Periode meines Lebens, habe ich an den größten Höfen Europens zugebracht, und habe als Augenzeuge manches besser als jeder andere aussagen können; dies habe

ich gethan, und dies war der Zweck meiner Schriftstellerei. Diese Bahn meines Lebens ist geschlossen, mit ihr diese Art von Wirksamkeit. Das Leben zweier grosser Menschen, die mich einst Freund nannten, erhält das Publikum hier, in meiner letzten Arbeit; man hat auch sie verkannt, sie sind zu wichtig, als daß ich das Publikum noch mit andern Gründen zur Prüfung dieser Schrift auffordern sollte.

Der Verfasser.

COMMENTATIONES

SOCIETATIS REGIAE SCIENTIARUM
GOTTINGENSIS

RECENTIORES

CLASSIS HISTORICAE

ET

PHILOLOGICAE

TOM. IV.

DE

PHILOSOPHIA EURIPIDEA

SIVE

DE PHILOSOPHANDI GENERIS, QUO EURIPIDES IN TRAGOEDIIS SUIS EXORNANDIS USUS EST, FONTIBUS AC RATIONE.

COMMENTATIO

IN CONSESSU SOCIETATIS

DIE XIII. SEPT. MDCCCXVII. RECITATA

A

FRIDERICO BOUTERWEK.

Euripidis tragoedias denuo perlustranti mihi in mentem venerunt laudes, quibus philosophia hujus poetae scenica a scriptoribus et antiquis et recentioribus ita celebratur, ut prae omnibus poetis, qui philosophiam attigerunt, hic fere solus ipse philosophis videatur esse adnumerandus. Loca complura, quibus, quanta philosophiae Euripideae apud veteres auctoritas fuerit, demonstretur, a Petro Baylio congesta sunt a). Quinctilianus in Institutione

a) *Dictionnaire hist. et crit. art. Euripide, note D.*

tutione oratoris Euripidem in his, quae a sapientibus tradita sunt, paene ipsis parem esse pronuntiavit *b*). Clemens Alexandrinus, pater ecclesiasticus, Euripidem solum poëtarum sapuisse dignumque Socratis consortio fuisse judicavit *c*). Qua potissimum viri venerabilis declaratione permoti Philologorum nonnulli Euripidis sapientiam ad Christianismum prope accedere sibi persuaserunt. Daniel Heinsius hunc poëtam non tam sapientiae auctorem bonum, quam oraculum, neque ducem modo ad virtutem, sed certissimum prudentiae antistitem appellavit *d*). Barnesius, Euripidis dramatum editor, eundem censet summum ethicae philosophiae esse magistrum *e*). Omnes autem in hoc laudandi Euripidem genere eo superavit Valckenarius, quod philosophum hunc cothurnatum, Deorum, quales a Graecis vulgo colerentur, contemptorem, unicum agnovisse Deum, mentem purem, aeternam atque infinitam, non difficulter, ut ipse ait, demonstrari posse existimet *f*).

Non temere haec philosophiae Euripideae praeconia a viris doctissimis facta esse, neque veteres ejusdem sapientiae scenicae admiratores a vero prorsus aberrasse, cuilibet potest esse perspectum, qui sententias ex Euripidis tragoediis a Joanne Stobaeo excerptas eademque cum multis aliis elegantissime ab Hugone Grotio latino redditas *g*) evolvere voluerit. Quot praecepta ibi splendent praeclara, ad conformandos mores aptissima, Socratis familiari digissima! Verum nonnulla etiam, ne dicam multa, his

b) *Institut. orat. X.* 1.

c) Strom. IV. p. 634.

d) Vid. *Valckenarii* Praefationem ad Diatriben in Euripidis dramatum perditorum reliquias.

e) In animadv. ad Euripidis Rhesum v. 595.

f) In Diatribe modo laudata p. 30.

g) In *Excerptis ex tragoediis et comoediis Graecis*, Paris 1626. 4.

his sententiis inesse jejuna, trita, falsa, imo ridicula, neminem, cui ceterorum admiratio aciem non praestrinxerit, puto esse infitiaturum. Praeterea in sententiis, quae ad mores spectant, iisque generaliter expressis, minime mihi quidem subsistendum esse videtur, cum, poëta quatenus philosophis adnumerandus sit, diiudicare volumus. Eum quoque poëtam tragicum ingenio, quo ad philosophiae studium ferimur, excellere censeo, qui uno quasi obtutu res humanas contemplari solitus legem, qua nati sumus, animo volvens, quid sit fortuitum, quid necessarium, consideret, quaeque fato pendeant, ea cum his quae mente fiant sibimet imperante, conferens, etsi generaliter de his, rebus raro loquitur, ipsa fabularum dispositione morumque descriptione sententiam suam exprimit, eamque formis, actione, imaginibusque effingit. Quam ob rem Aeschylum, Shakespearium, Schillerumque nostrum inter poëtas refero eos, quorum ingenium ad id, quo philosophus est conspicuus, proxime accedit. Quodsi autem philosophus scenicus de rebus divinis non idem, quod vulgus, sentit, cavendum ei est, ne, errorum caliginem dissipare cupiens, perturbet tantum opiniones vulgares. Quomodo enim in scena probare aliquis poterit rectius de his rebus a se cogitata? Novas autem opiniones insinuare animis, cum probare non possis, perniciosissimum est. Neque is certe philosophum se comprobat, qui religiones populares de scena labefactare ac subvertere conatur.

Praemittenda haec mihi videbantur, ut positio quaestionis inter Euripidis admiratores ejusque obtrectatores agitatae ab hac saltem parte dilucidior appareat. Nam neque defuere, neque hodie desunt, qui id philosophandi genus, quo Euripides usus est, improbarent, imo impietatis poëtam accusarant propter nonnulla philosophematum ab admiratoribus sapientiae ejus celebratorum. Verum et aliis difficultatibus disquisitio haec laborat. Nam cum philosophus scenicus non suo ipse nomine loquatur, dubitari potest,

terit, utrum, quae generaliter pronuntiat, ipſi ea placuerint, an ad mores tantum accomodata ſint perſonarum, quarum partes agantur. In Euripidis tragoediis certe conſtat haud raro a malli ingenii hominibus pravas proferri ſententias a poëta ipſo ſine ulla dubitatione improbatas. Ita interpretandi ſunt verbi cauſſa notiſſimi verſus a Julio Caeſare dominandi cupidinem excuſante repetiti, qui, cum apud Euripidem ab Eteocle tyranno proferuntur, ad mores ejus depingendos aptiſſime poſiti ſunt *h*). Comprobandam ſimpliciter eſſe hanc figuram in poëtica morum deſcriptione, minime dixerim, cum prava ſententia generaliter pronuntiata, dum modo acuta ſit, animis hominum inhaereat, facillimeque eum in ſenſum detorqueri poſſit, ut ipſam pravitatem commendare videatur. Verum graviſſimam poëtae injuriam faceremus, ſi, quae in ſcena ab improbis hominibus dicantur, ea dramatis auctorem judicaſſe putaremus. Ipſi itaque Euripidi philoſophanti eae tantum ſententiae tribuendae eſſe videntur, quae in dramatibus ejus ab hominibus morum honeſtate conſpicuis, praecipue a Choro, in medium proferuntur. Sed neque tali interpretatione ubique res adfatim expeditur, cum neque honeſtiſſimi homines de omnibus rebus omnes idem judicent, in dramatico autem ſcribendi genere, quidquid dicatur, id moribus poëtam aptare oporteat hominum, quos loquentes inducat. An quae mulieres, etiamſi chorus ſit mulierum, in ſcena judicent, id poëtam ipſum ſimpliciter ſtatuiſſe putemus? Ubique igitur in excutienda Euripidis philoſophia ad ſcenae rationem reſpiciendum eſt.

Praeceptorem Euripides Anaxagoram habuiſſe, Socratique familiariter uſus eſſe perhibetur *i*). Comparanda ſunt ergo ejus philo-

h) Ἔνεστι γὰρ αἰσχεῖν χρὴ, τυραννίδος πέρι
κάλλιστον αἰσχος, τἄλλα δίκαια χρὴν.
Euripid. Phoeniſſae, v. 517.

i) Veterum ſcriptorum teſtimonia de Euripidis praeceptoribus ejusque cum Socrate familiaritate collegit *Barneſius* in *Vita Euripidis*. Quan-

hiloſophemata cum disciplina et Anaxagorea et Socratica. Anaagoram in phyſicis potiſſimum ſecutus eſſe videtur; ad phyſicas atem quaeſtiones apud Graecos de Deo quoque deorumque naura animarumque immortalitate diſputationes referri notiſſimum ſt. Ex Socratica ſchola manare potuerunt morum praecepta, aibus tragoediae Euripidis abundant. Verum cum quaedam huus' poëtae philoſophemata aperte ſint Anaxagorea, alia cum ocratica diſciplina ſatis conſpirent, i-le tamen neque totam ejus hiloſophiam ex hiſce fontibus manaſſe, neque eum ab aliis petita uaquam inſigniter alteraſſe efficitur. Fieri imo potuit, ut hac atione decepti dramatum Euripidis interpretes minus recte explirent nonnulla ab eo dicta, quoniam praeceptorum veſtigiis mper inhaeſiſſe poëtam putarent.

Primum igitur quae de natura deorum ſummoque numine Euripidis tragoediis ita dicuntur, ut ad philoſophicam ratioem revocari poſſint, curioſius inveſtigemus. Anaxagoram enim onſtat principem philoſophorum Graecorum judicaſſe Deum eſſe entem puram, aeternam, totius mundi moderatoram; ipſam utem illam Anaxagoreae diſciplinae celeberrimam partem ab uripide in ſcenam eſſe collocatam, opinati ſunt viri docti, qui am ob rem hujus poëtae philoſophiam ad chriſtianam prope octrinam accedere cenſuerunt. Quaedam Euripidis tragoediis eſſe ex Anaxagorae theologia petita, in dubium nemo revocait, qui loca a Valckenario ac Barneſio ad celebrandam poëtae apientiam congeſta inſpicere voluerit. Neque eorum ſententiam mpugnabimus, qui Melanippen, tragoediam deperditam, in hunc praecipue finem ab Euripide comſcriptam eſſe dicunt, ut gratos suos animi ſenſus erga praeceptorem Anaxagoram exprimeret. Anaxagorea decreta ab Euripide repetita eſſe, Heraclides quoque Pon-

tum ex Anaxagorea philoſophia hic poëta hauſerit, demonſtrare ſtuduit *Valckenarius* in *Diatribe*.

Ponticus, auctor Allegoriarum Homericarum, scribit k). Verum si non uno alterove loco ex Euripidis tragoediis excerpto contenti summam ejus fabularum consideramus, easque inter se comparamus, tantum abest, ut errores popularium vulgares corrigere animosque eorum ad theologiam philosopho digniorem evehere voluisse Euripides videatur, ut ne ipsum quidem certi aliquid de his rebus statuisse, turbasse utique nonnunquam rationem vulgarem, non autem eam in melius mutasse adpareat.

Quodsi Euripides religiones popularium vulgares ad rationem Anaxagoream emendare voluisset, respiciendum ei ad Mysteria fuisset, quae, quamquam ab Anaxagorae decretis alienissima, ita tamen erant comparata, ut medium fere tenerent inter philosophiam ac superstitionem. Laudandus videri potest in eo Euripides, quod, Aeschyli exemplo territus, cavebat, ne Cereris Bacchique arcana divulgasse dici posset. Verum in Bacchis, tragoedia ad hanc religionum Graecarum partem pertinente, superstitionem examini non submittendam auditoribus inculcavit. Simpliciter credendum esse Diis, nihilque argute in eos comminiscendum, Cadmus in tragoedia illa pronuntiat l). In eadem fabula nuntius, Penthei, tristi exemplo peremti, interitum referens, auditores admonet, pulcherrimam ac sapientissimam mortalibus esse rem, modeste venerari Deorum numina m); modestia autem ea significari fidem strenuam coecumque assensum, totius fabulae nodi et exitus docent. Hoc modo religionem vulgarem simpliciter commendare visus Euripides, impietatis accusationem effugere potuit, cum in aliis tragoediis satis aperte mysteriorum partem, etsi non pro-

k) — Τοῖς Κλαζομενίοις δόγμασιν ἑπόμενος Εὐριπίδης. *Heraclides* Pont. ex edit. *Schow*, p. 77.

l) Οὐδὲν σοφιζόμεσθα τοῖσι δαίμοσι.

Euripid. Bacchae, v. 155.

m) l. c. v. 1148.

proderet, tamen indicaret, Sic in ſplendido illo Heraclidarum choro, ubi praeter neceſſitatem Cereris ſacra laudibus feruntur, Cererem a Cybele non differre oſtenditur *n*). Simili modo in Palamede, fabula cujus fragmenta tantum reſtant, Bacchus in Ida monte cum matre (σὺν μητρὶ Φλᾳ) tympanorum ſtrepitu myſtico (τυμπάνων ἰάχοις) oblectari dicitur *o*); quam quidem Bacchi matrem non Semelen, ſed Cybelen eſſe, manifeſtum eſt. Imo in Caetenſibus, fabula deperdita, cujus argumentum totum ad religiones arcanas ſpectaſſe videtur, tam parum caute de hiſce rebus locutus eſt Euripides, ut in fragmento, quod exſtat, Jovis Idaei myſtes (Διὸς Ἰδαίου μύστης) Zagreum, Bacchum myſticum, celebret, pluraque de ritibus myſtarum memoret *p*). Verum ſi mireris, talia impune poëtam proferre potuiſſe, nihil tamen iis ineſt, quod philoſophiam ſapiat, vel Anaxagoream horum ſacrorum interpretationem indicare videatur.

Certi nihil Euripidem de rebus divinis ſtatuiſſe, ex iisdem tragoediarum ejus locis adparet, quibus, nunquam ſibi conſtans, turbare religionem popularem conatus eſt. Referendum eſt ad hoc caput, quod Hecuba in Troadibus exclamat, Jovem invocans, quidquid ſit Jupiter, ſive neceſſitas naturalis, ſive mens hominum *q*). Quae cum a femina veneranda, calamitatibus oppreſſa, pronuntientur, dubitari vix poteſt quin poëtae ipſius judicium exprimant. Sed quomodo Jupiter fortaſſe mens mortalium eſſe dici poſſit, fateor me ignorare, etſi Euripidis animo, cum haec ſcri-

n) *Euripidis Heraclidae*, v. 1317.

o) Vide fragmentum in Barnesii editione Tom. II. p. 438.

p) l. c. p. 439.

q) Ζεῦ, εἴτ' ἀνάγκη Φύσεος, εἴτε νοῦς βροτῶν,
Προσευξάμην σε.
Euripid. Troad. v. 884.

ſcriberet, Anaxagorae de Deo ſententia obſcure obverſata eſſe videatur, quam ſi ſatis perſpexiſſet, certe non his verbis reddidiſſet; nam mens aeterna totius mundi moderatrix quomodo concinne mens mortalium adpelletur? Similiter in Bacchis, quid ſit τὸ Δαιμόνιον, dubitatur *r*). Eandem dubitationem repetens Euripides in Melanippe, fabula deperdita, quam ad extollendam Anaxagoream philoſophiam conſcripſiſſe fertur, magnos contra ſe clamores excitaſſe coactusque fuiſſe alios verſus ſufficere in locum eorum, quibus iſte Melanippe ſe quid ſit Jupiter neſcire dixerat, narratur a Plutarcho ac Luciano *s*). Plura huic fabulae deperditae inerant, quae, ab aliis ſcriptoribus ſervata, Euripidem comprobant in impugnandis opinionibus vulgaribus minime trepidantem, deque rebus phyſicis, etſi a dramatis ratione alienis, philoſophorum more differentem, Anaxagorae decreta vel, quod vero ſimillimum eſt, non intellexiſſe, vel de induſtria alteraſſe. Dixit enim in illa tragoedia, id eſt, Melanippen dicere facit, coelo ac terrae unam principio faciem fuiſſe, cum autem a ſe invicem ſegregarentur, arbores, volucres, feras, ac mortalium genus in lucem edidiſſe *t*). Jocari fere videtur mulier naturalem philoſophiam profeſſa, cum non ſuum hunc eſſe ſermonem, ſed a matre acceptum ait *u*). Verum quomodocunque haec ſe habeant, longe differunt a celeberrimo illo Anaxagorae decreto, qui omnes principio

r) — Ἰσχὺν τ' ἔχειν ὅτι ποτ' ἄρα τὸ Δαιμόνιον.
Euripid. Bacchae, v. 892.

s) Ζεὺς ὅστις ἐστὶν· οὐ γὰρ οἶδα, πλὴν λόγῳ
Κλύων.
Vide fragmentum apud *Berneſium* in editione Euripidis Parte II. p. 453.

t) Vide fragmentum l. c. p. 454. Cf. *Stobaeus*, eclog. fragm. VII.

u) Οὐκ ἐμὸς ὁ μῦθος, ἀλλ' ἐμῆς μητρὸς πάρα,
l. c.

tipio res miſtas inter ſe ac confuſas accedente demum Mente ſive Deo ſegregatas in ordinem coiiſſe judicavit x).

Vulgari Euripides ſuperſtitione non laboravit, religionisque philoſopho non indignae ſtudioſus fuit. Sed quae vulgo credebantur reſpuens, ipſe quid ſtatueret, non inveniens, fieri non potuit quin ſibimet ipſe repugnaret, cum modo, ut poëtam decet, aſſentiri perperam creditis, modo res novas moliri videretur. Maxime hoc conſpicuum eſt in ea tragoediarum ejus parte, quae juſtitiam divinam ac fatalem neceſſitatem ſpectat. Sed ut diluciduis, quam varia ac mutabilis hujus poëtae ſapientia fuerit, adpareat, primum quid de immortalitate animarum in fabulis ejus dicatur, conſideremus. Notabilis ad declarandum hunc locum eſt tragoedia Alceſtidis nomine inſcripta, cujus argumentum cum ſatis materiae praeberet ad corrigendas vulgares de animi poſt mortem ſtatu opiniones, tantum abeſt ut occaſione oblata ita, ut expectares, poëta uſus ſit, ut abſurdam fere ſuperſtitionem hac tragoediâ firmare voluiſſe videatur. Mortua enim Alceſtis, ante quam ad inferos descendat, a Θανάτῳ, quem latino vocabulo Mortem adpellare non poſſis, in ſepulchro retinetur ibique ſervatur, dum foedus ille Θάνατος, mortuorum ſacerdos (ἱερεὺς θανόντων) adpellatus y) ſanguinem biberet victimarum apud tumulum mactatarum z). Vincit τὸν Θάνατον Hercules cum eo luctatus, Alceſtidemque in vitam revocatam marito reddit. Quae ſingularis fictio quomodo cum Homericis fabulis conciliari poſſit, aliis dijudicandum relinquimus; imo non obſtamus iis, qui rem putent ſatis poëtice eſſe tractatam, ita fere, ut poëtis Romanenſibus,

x) Vide quae ad illuſtrandam Anaxagorae theologiam collegit *Meiners* in hiſtoria doctrinae de vero Deo. p. 360.

y) *Euripid. Alceſtis*, v. 25.

z) l. c. v. 847.

fibus, quos vocant, arridere poſſit; ſed magis ridiculum immortalitatis commentum, ſi rem ad philoſophicam rationem metiaris, excogitari nequit. Aliis figuris immortalitatem animarum Euripides in aliis tragoediis effinxit. In fine Andromaches Thetis Peleo effecturam ſeſe pollicetur, ut Deorum numero adſcribatur, Achilliſque, filii ſui, conſortio fruatur in inſulis beatorum *a*); nihil autem addit, quod inſularum illarum, quae a Pindaro etiam celebrantur *b*), clariorem nobis notitiam praebeat. Similiter apud Euripidem Helena Menelao, in inſulis beatorum (νῆσοις μακάρων) habitaturum eum, praedicit *c*); quod quomodo a femina mortali praedici poſſit, non docet. Non exoptandam, ſed triſtem eſſe mortuorum apud inferos conditionem, in Herculo furente, Euripidis tragoedia, eadem ſuperſtitionis ſimplicitate, ut ab Homero in Odyſſea, memoratur *d*). Philoſophetum tamen de his quoque rebus Euripidem eſſe, pluribus tragoediarum ejus locis docemur, quibus ſimul, quam Anaxagoreae philoſophiae partem praecipue imbiberat, manifeſtatur. Anaxagoram, notum eſt, etſi mentem puram a materie corporea ſegregatam eſſe dixerat, ita tamen de mentis animique natura eſſe locutum, ut eam cum aethere ſive aëre puro compararet, ideoque animum, qui cogitat, ab anima ſive ſpiritu, quem pulmonibus ducimus, non ita, ut poſterioris aetatis philoſophis placuit, differre ſtatueret. Quae Anaxagorae de aethere diſputatio inter omnia hujus philoſophi decreta Euripidi maxime arriſiſſe videtur. Sic in Supplicibus, tragoedia, qua Theſeus celebratur, heros hic Athenienſis, cum de Argivis in proelio occiſis ſermo inſtituitur, non periiſſe eos ait; omnes enim res eo, unde venerint, redire, corpora quidem ad terram, ſpiritum

a) *Euripid. Andromache*, v. 1262.
b) *Pindari Olymp.* II. v. 105.
c) *Euripidis Helena*, v. 1692.
d) *Euripidis Hercul. fur.* v. 621.

tum autem (τὸ πνεῦμα) ad aetherem *e*). In eadem tragoedia matres filiorum obitum lugentes simili solatio firmantur; abiisse quidem eos; abiisse; non autem exstinctos esse; teneri aethere, consumtisque igne corporibus ad inferos avolasse *f*). Eandem sententiam refert fragmentum tragoediae servatum a Sexto Empirico. Nihil sibi dicitur, eorum, quae in lucem prodeant, penitus interire, ipsamque formam propriam quamlibet rem recuperare *g*); qui locus eam etiam ob causam memorabilis est, quod aetheris adpellatione ostendit significari quoque Jovem, hominum Deorumque satorem *h*), quod quidem e vulgari Graecorum superstitione non petitum cum Anaxagorea disciplina facile potest conciliari. Praeclare in Hippolyto dicitur, aliud quiddam, quod vita dulcius sit, tenebris occultari, hominesque hujus vitae eam tantum ob rem esse tam studiosos, quod alterius vitae rerumque sub terra absconditarum nullam habeant peritiam *i*). Christianum dixisse putares, quae a scholiaste ad illustrandum hunc locum e Polyide, tragoedia Euripidis deperdita, referuntur, mortem, quam vocamus, veram fortasse esse vitam *k*); cui sententiae respondent, quae a Theo-

e) — Πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα,
Τὸ σῶμα δ' εἰς γῆν.
Euripidis Suppl. v. 532.

f) — Αἰθὴρ ἔχει νιν ἤδη,
Πυρὸς τετακότας σποδῷ.
Ποτανοὶ δ' ἤνυσαν τὸν Ἅιδαν.
l. c. v. 1139.

g) Θνήσκει δ' οὐδὲν τῶν γιγνομένων, etc. Vide fragmenta in *Barnesii* editione Tom. II. p. 435. Cf. quae a *Valckenario* in Diatribe ad illustrandum hunc locum disputata sunt.

h) l. c. Γαῖα μεγίστη, καὶ Διὸς αἰθήρ·
Ὁ μὲν ἀνθρώπων καὶ θεῶν γενέτωρ etc.

i) *Euripidis Hippolyt.* v. 191.

k) Τίς δ' οἶδεν, εἰ τὸ ζῆν μέν ἐστι κατθανεῖν,
Τὸ κατθανεῖν δὲ ζῆν.
Schol. de Eurip. Hippolyt. v. 151.

a Theonoë, femina ſpectabili, in Helena tragoedia dicuntur, mentem vita defunctorum, etſi non vivat (id eſt, vita humana non fruatur), ſenſum tamen habere immortalem, cum in aetherem immortalem recepta ſit *l*). Omnia haec Anaxagorea eſſe videntur, Euripidemque vulgaribus poëtarum commentis haud contentum altiora ſpectaſſe oſtendunt. Idem tamen poëta in Hecuba tragoedia Polydori occiſi imaginem ſive ſimulacrum (εἴδωλον) in ſcenam inducens, hoc ſimulacrum ita fingere potuit, ut ſe relictis Plutonis ſedibus in lucem rediiſſe narret *m*). Quod ſi vulgaribus opinionibus indulgens dixit, nihil certe addidit, quo declaretur, viam ab his opinionibus patere ad rectius cogitata.

Sed magis ad tragoediae Graecae naturam et indolem pertinent, quae apud Euripidem de fatali neceſſitate juſtitiaque divina leguntur. Immutaſſe eum rationem ab Aeſchylo inſtitutam, a Sophocle ſervatam, aliquod abhinc annis diximus, cum de iisdem rebus in hoc conſeſſu diſſereremus *n*). Quamquam enim abunde juſtitiam divinam fatalemque neceſſitatem commemorat Euripides, deſeruit tamen opinionem de juſtitia aeterna vetuſtiſſimam, cum non ſimiliter, ut Aeſchylus ac Sophocles, ipſo fato, cui Dii etiam ſubjecti eſſe credebantur, juſtitiam contineri aeternam docere ſtuderet, ſed, neglecta illa ratione tenebroſa ac *myſtica*, difficultatibus ſeſe implicaret, quarum expoſitione labefactaſſe eum religionem vulgarem negari nequit. Uno tantum loco, in fragmento tragoediae deperditae apud Stobaeum, repetitum ab Euripide legimus

l) — Ὁ πᾶς
Τῶν κατθανόντων ζῇ μὲν οὐ, γνώμην δ' ἔχει
Ἀθάνατον, ὡς ἀθάνατον αἰθέρ' ἱκνεῖται.
Euripidis Helena, v. 1020.

m) *Hecuba*, initio.

n) Vide commentationem de *Juſtitia fatali*, in *Commentatt. recentioribus* ſocietatis noſtrae, *Vol. II.*

gimus vetus illud decretum, fato effici, ut scelestorum consiliorum malas mercedes accipiant homines *o*), compluribus autem locis fato quidem omnia cedere dixit, sed nulla justitiae fatalis mentione facta *p*). Ad erigendos animos nihil profecto faciunt splendidi versus, quibus in Alcestide necessitatem celebrat, cui nihil potentius inveniri pronuntiat, quamque, licet coeca sit, numinis instar tam pie adloquitur, ut ad eam paene reverentiam Diis debitam transferat *q*). Ad illustrandos autem fabularum tragicarum exitus quinque tragoedias insigniter terminasse sibi visus est Euripides trita illa sententia, iisdem paene verbis quinquies repetita, multas esse formas rerum divinitus evenientium, multa praeter spem Deos perficere, inopinatorum vero exitum invenire Deum *r*).

Locorum, quibus Euripides justitiam divinam hominum facta inspicientem ac peccata punientem praedicat, dinumeratione supersedere possumus, cum nonnulla jam a Stobaeo collecta sint *s*), reliqua in omnibus fere tragoediis hujus poëtae occurrant. Sed cum justitiam ad ipsorum Deorum naturam referret, fieri vix potuit quin et sibimet ipse repugnaret, et dubitationem moveret auditoribus. Deos enim, qui vulgo credebantur, multa perpetrasse justitiae humanae legibus contraria, notissimum est. Tristissi-

o) Εἱμαρμένον δὲ τῶν κακῶν βουλευμάτων
Κακὰς ἀμοιβὰς ἔστι καρποῦσθαι βροτούς.
Fragmentum *Oedipi* Euripidei, apud *Stobaeum* in Ecclog. phys. Tom I. parte I. p. 106., edit. *Heeren*.

p) v. c. Μόρσιμον δ' οὔτε φευγεῖν θέμις. In *Heraclidis*, v. 615.
Vel: Τὰ γὰρ πεπρωμέν' οὐ δ' ὑπερβαίην ποτ' ἄν. In *Jone*, v. 1387.

q) Vide Chorum in *Alcestide*, v. 965. sq.

r) Πολλαὶ μορφαὶ τῶν δαιμονίων, etc. Versus, quibus terminantur quinque Euripidis tragoediae, Alcestis, Andromache, Medea, Helena, ac Bacchae.

s) l. c. cap. IV.

[illegible]issimum justitiae divinae exemplum editur in Bacchis, tragoediae Euripidis Pentheus, nullius criminis obnoxius, nisi quod no[illegible]vis religionibus obnitebatur, a matre Agave Bacchico furore [illegible]mulata miserandum in modum dilaceratur. Agave, ad sanam mentem revocata, acerbissimis doloribus pungitur. Puniendum utique fuisse Pentheum propter impietatem, Cadmus ait in hac fabulae; sed modum excessisse Bacchum, vindictae cupidine t); Deos non oportere hominibus similes esse iracundia u). Cui Bacchus, necdum miseratione motus, imo exultabundus, respondet, haec jam dudum Jovem, patrem suum, annuisse x). Similiter in Heraclidis justitiae divinae causa mirum in modum ab Euripide agitur. Demophoon, princeps Atheniensium, Herculis liberos, ab Eurystheo expulsos, cum Athenas, Iolao duce, ad aras Deorum confugissent, Eurystheo dediturum sese esse negat, Athenienses, inquit, justitiam colere; se autem, justa facientem, injusta non esse perpessurum y). Deum, in eadem tragoedia chorus ait, injustiorum superbiam semper resecare z). Punitur Eurystheus, dum proelio victus captusque Athenas ducitur; ipse autem se minime peccasse ait; Junone enim jubente in Herculis se liberos saevire a). Nova oritur de justitia dubitatio, cum Alcmena Eurystheum captum interficere cupit, ut vindictam sumat;

t) Ἐγνώκαμεν ταῦτ', ἀλλ' ἐπεξέρχῃ λίαν.

Euripidis Bacchae, v. 1343

u) Ὀργὰς πρέπει θεοὺς οὐχ ὁμοιοῦσθαι βροτοῖς.

l. c. v. 1346.

x) l. c. v. 1347.

y) Ἢν δίκαια δρῶ, δίκαια πείσομαι.

Euripidis Heraclidae,

z) Θεὸς τῶν ἀδίκων παραιρῶν
φρονήματος ἀεί.

l. c. v. 907.

a) l. c. v. 930.

[illegible]; nam legibus Atheniensium hostem captum interficere prohibebatur. Chorus itaque his legibus obtemperandum esse protestatur. Sed mutato consilio idem chorus Alcmenae ultioni cecuit, quae corpus inimici occisi amicis ejus se non denegaturam esse pollicetur *b*). Sed major adhuc opinionum confusio est in Hercule Euripidis furente. Initio dramatis Amphitryo a Lyco tyranno oppressus ipsum Jovem injustitiae paene comsat, domus suae calamitatem deplorans. Reduce ex inferis Hercule, punitoque tyranno, exsultat chorus, jam vere iustitiae divinae exemplum in terris conspici, exclamans *c*). Stultum esse, qui improbos sermones contra coelites effundat, quod Dei nihil possint *d*). Verum quid possint isti Dei, atrocissimo exemplo ostenditur, cum Hercules, culpae immunis, Junone jubente ad insaniam redactus, proprios filios sagittis configit. Ipsa Rabies (Λύσσα), Noctis filia, singulari prosopopoeia in scenam producta, facinus a Junone sibi commissum aversatur. Indignum, ait, esse, saevire in virum prae aliis celebrem, quod honores Deorum ab impiis hominibus labefactatas restituerit *e*). Sed parendum esse Junoni, Lyssa monetur ab Iride; discat Herculas, quanta Junonis in eum ira sit; Deos nihil fore, mortalium autem res fore maximas, si hic poenam non daret *g*). Poena igitur jure divino danda erat viris

b) l. c. v. 1020.

c) Ἰὼ Δίκα, καὶ θεῶν
Παλιῤῥοὺς πότμος.
Euripidis Hercul. fur. v. 738.

d) l. c. v. 754.

e) l. c. v. 853.

f) l. c. v. 841.

g) Ἦ, θεοὶ μὲν εὐδαμοῦ.
Τὰ θνητὰ δ' ἔσται μεγάλα, μὴ δόντος δίκην.
l. c. v. 842.

viris integerrimis deque humano genere optime meritis, si, culpa vacantes, Deo vel Deae invisi erant. Sensit poeta, quibus se difficultatibus impediverat; sed cum expedire sese conaretur, in aliis versabatur angustiis. Hercules, priori menti redditus, a Thesea consolatur his verbis: Nec Deos a fortuna esse illaesos, si modo non falsa sint poëtarum carmina; Deos matrimonia nulla lege permissa contraxisse; propter tyrannidem patres ignominiose in vincula conjecisse; attamen habitare eos coelum, ac ferre aequo animo sua peccata *h*). Quorum exemplorum pravitate tam parum erigitur Hercules, ut, poëtarum haec narrationes miseras esse fabulas, respondeat *i*); prorsus aliena haec esse a suis malis; se quidem non credere, Deos connubia illegitima amare, aliisque se flagitiis inquinare; neque Deum unquam alterius Dei fuisse dominum; Deum, qui quidem revera sit Deus, nullius rei indigere *k*). Praeclare, si quae alia, quae apud Euripidem occurrit, sententia. Hic agnoscere licet Anaxagorae dissipulum. Sed ejusmodi cogitationes de Deo non fabulis tantum Homericis ideoque religioni Graecorum populari contrarias esse, quilibet ex populo intelligere, poëtamque inpietatis arguere potuit; sed fabulae etiam, quae agebatur, repugnat illa res divinas existimandi licentia, dubitationemque animis injectam augens nihil facit ad nodum solvendum. Itaque non sine causa in fine fabulae Amphitryo Jovem se virtute superare exclamat; vel insipientem esse Jovem

h) l. c. v. 1312.

i) Ἀοιδῶν οἶδε δύστηνοι λόγοι.

l. c. v. 1345.

k) Δεῖται γὰρ ὁ θεός, εἴπερ ἐστ' ὄντως θεός.

Οὐδενός.

l. c.

Jovem, vel injustum *l*). Eadem opinionum confusione laborat Euripidis tragoedia Hippolytus. Pius morumque sanctitate conspicuus juvenis miserrime perit, quia Veneris munera parvi ducens incestam a noverca oblatam sibi voluptatem perhorrescit. Laceratus, jamque moribundus, nequicquam Jovem obtestatur *m*). Diana, in scena apparens, solam Venerem, casto juveni infensam, mali hujus causam esse declarat. Sed Neptuni, non Veneris, instituto peribat juvenis, cum Neptunus Thesei decepti precibus commotus portentum excitaverat, quod mortem Hippolyto inferret. Irridere justitiam divinam Diana videtur, cum, quidquid acciderit, Deos justos esse, pronuntiat in tanta calamitate *n*). Ipsum se Hippolyto, ait, opem ferre non potuisse, cum Deo non liceat aliorum Deorum consiliis aperte adversari *o*); sed cur non liceat, non exponit. Cedendum esse censet fato, quo Hippolytus perimatur *p*). Sed ulterius, quam in hac tragoedia, singularis ratio, qua Euripides justitiam divinam celebrat, procedit in Ione. Ion, Apollinis filius, Delphis inter sacra educatus, de rebus divinis in scena ita philosophatur, ut Euripidem ipsum philosophantem facile agnoscas. Admonitione Apollinem castigandum esse censet *q*).

l) Ἀρετῇ σε νικῶ, θνητὸς ὤν, θεὸν μέγαν.
Ἀμαθής τις εἶ θεὸς, ἢ δίκαιος οὐκ ἔφυς.
l. c. v. 347.

m) Ζεῦ, Ζεῦ, τάδ' ὁρᾷς;
Ὅδ' ὁ σεμνὸς ἐγὼ καὶ θεοσέπτωρ
Προὔπτον ἐς ᾅδην στείχω;
Euripidis Hippolyt. v. 1363.

n) Τοὺς γὰρ εὐσεβεῖς θεοὶ
Θνῄσκοντας οὐ χαίρουσι, etc.
l. c. etc.

o) l. c. v. 1328.

p) Ἔχεις γὰρ μοῖραν, ᾗ διεφθάρης.
l. c. v. 1436.

ſit q). Nam cum Dii, mortalium quisquis improbus ſit, eum puniant, quomodo, quaerit, aequum ſit, eos, qui leges mortalibus ſcripſerint, ipſos injuſtitiae eſſe reos? r) Idem juvenis, ſatis acute de his rebus disputans valde improbat morem in templis receptum, quod ſceleſtos homines ad aras Deorum confugientes inde ad poenam protrahere non liceat. Mirum ſit certe eſſe, Deum hominibus leges non ſapienti conſilio dediſſe s); non enim honeſtum eſſe, Deorum aras attrectari manu injuſta, idemque a Diis beneficium impetrare juſtum et injuſtum. An perperam eum ita judicaſſe cenſeamus? Verum ſi philoſophum Euripides eo ſe comprobavit, quod ejusmodi ſententias proferre non dubitavit, cur in hac quoque tragoedia iterum iterumque ſibi ipſe repugnans proclamat, nunquam deſperandum eſſe in rebus humanis, cum Superi cuncta intueantur, boni digna pietatis praemia conſequantur, mali vero nunquam felices ſiant? t) Conſultius, puto, Euripides egiſſet, ſi rebus, quae ſua natura ad rectam rationem revocari non poterant, coram populo lucem affundere non ſtuduiſſet.

Contemſiſſe philoſophum hunc ſcenicum religiones populares, quibus tamen in fabulis ſuis effingendis adornandisque carere non poterat, aliis etiam modis patefecit. Iphigeniam in Tauris Dianae ſacerdotem deplorantem inducit fatalem calamitatem, qua hoſpites in hac ora advenas ad aram Deae mactare juberetur. Mi-

q) — Νουθετητέος δέ μοι Φοῖβος.

Euripidis Ion, v. 436.

r) Πῶς οὖν δίκαιον, τοὺς νόμους ὑμᾶς βροτοῖς
γράψαντας, αὐτοὺς ἀνομίαν ὀφλισκάνειν;

l. c. v. 442.

s) Δεινόν γε, θνητοῖς τοὺς νόμους ὡς οὐ καλῶς
Ἔθηκεν ὁ θεός, οὐδ' ἀπὸ γνώμης σοφῆς.

l. c. v. 1312.

t) l. c. v. 1619.

Minime non eſt, virginem Graecam improbare inhumaniſſimum Barbarorum ritum. Sed eadem virgo, cum poëtae ita placeret, occaſione oblata utitur ad reprehendendam Graecarum ſuperſtitionum partem ab aliis poëtis celebratam. Se neminem ait Deorum malum eſſe cenſere u), ideoque incredibile judicare, quod narretur, in Tantali epulis Cererem humanarum carnium eſu delectatam eſſe x). Criminari ob eam ſententiam non facile poterat Euripides, cum Pindarus, cujus ſumma erat auctoritas, idem fere dixiſſet y), praetereaque dubitari vix poſſit, quin in ſacris quoque arcanis Cereris fabula de Tantali nefandis epulis Diis appoſitis humeroque Pelopis eburneo in vitam reſtituti longe aliter quam vulgo traderetur. Verum omnino fabulis Homericis, e quibus tamen potiſſimum pendebat popularis Graecorum religio, eidem non ſimpliciter eſſe tribuendam, praecipue declaravit Euripidis tragoedia illa, jam apud veteres eam ob rem notata, qua Helenam nunquam Trojae fuiſſe, ſed nubem Helenae adſimulatam a Paride raptam, ipſam autem in Aegypto a Proteo rege cuſtoditam indeque a Menelao marito repetitam eſſe, auditoribus perſuadere voluit. Non excogitaſſe Euripidem hanc mutationem fabulae apud Graecos celeberrimae, ſcriptoribus licet credamus, qui Steſichorum tam ſingularis fabularum Homericarum perverſionis auctorem eſſe perhibent. Similis de Helena in Aegypto ſervata narratio apud Herodotum legitur, et a Philoſtrato in vita Apollonii repetitur z). Sed quomodocunque ortum ac propagatum ſit illud a vulgari opinione abhorrens commentum, Eu-

u) Οὐδένα γὰρ οἶμαι δαιμόνων εἶναι κακόν.

Euripidis Iphigen. in Taur. v. 391.

x) l. c. v. 387.

y) Notus eſt locus in *Pindari Olymp.* 1. Τὸν δ' ἄνθρα, γαστρίμαργον μακάρων τιν' εἶναι, etc.

z) Vide quae Barnesius admovit ad Euripidis Helenam, v. 33.

Euripides eo certe usus est ita, ut causam susciperet eorum, qui Homeri auctoritatem palam imminuerent. Ratio autem ei cum reddenda videretur, cur Dii propter vanum simulacrum a Paride raptum tantum bellum excitaverint, quo tot egregii viri perirent, Jovis consilio factum id esse docet, ut hominum turba ac multitudine matrem Tellurem levaret *a*); quae quidem Jovem defendendi ratio ad risum auditoribus movendum aptissima erat, quamquam addit poëta, Trojanum bellum Trojaeque excidium eam quoque ob causam a Jove esse decretum, ut optimum Graecorum, Achillem, clarum faceret.

Sed majorem nobis mirationem facere possit, Euripidem vaticinia quoque ac praesagia, imo oracula, palam impugnasse. Fidem cum divinationi, qualiscunque sit, non habuisse, artemque divinandi, *μαντικὴν* illam, quae pars religionum apud Graecos fuit, inter falsas ac pestiferas artes collocasse, non dissimulavit. Achillem, dicere possis, in Iphigenia tragoedia contra vates invehentem poëtae sententiam non exprimere, cum iratus loquatur Achilles *b*). Sed in Helena quae nuntius senex contra vaticinia profert, chori sententia firmantur. Vana esse, senex ille ait, vaticinia, ac plena mendaciorum *c*). Nihil sani (ὑγιὲς οὐδὲν) inesse nec flammis, quas inspicientes fatidici hariolantur, nec avium vocibus ab auguribus judicatis. Stultitiam esse opinari, mortales ab avibus juvari; a Diis bona expetere oportere, vates autem con-

a) — ὡς ὄχλου βροτῶν
πλήθους τε κουφίσαι μητέρα χθόνα.
Euripidis Helena, v. 39.

b) *Iphigenia in Aul.* v. 959.

c) — Ἀλλά τοι τὰ μάντεων
Ἐστεῖδον ὡς φαῦλ' ἐστὶ καὶ ψευδῶν πλέα.
Helena, v. 750.

contemnere *d*). Consilium ac prudentiam optimos esse vates *e*). Quam senis sententiam difertis verbis chorus adprobat, cum idem is de vatibus sentire non inficiatur; qui Deos amicos habeat, eum optimam divinationem domi habere *f*). Quodsi non Athenis, sed Romae, poëta talia de scena pronuntiare ausus esset, capitali eum, puto, supplicio populus afficiendum esse jussisset. Sed in Graecia augurum, haruspicum, aliorumque hujus generis hominum nunquam tanta, ut apud Romanos, auctoritas videtur fuisse, cum oracula Deorum, imprimis Apollinis, in propinquo essent, quae Romani adire locorum longinquitate prohibebantur. Athenis impune reiicere potuit Euripides, quae, etsi vulgo credita ad religiones pertinebant, tamen a saniore populi parte non magni aestimabantur. Non improbasse eum tantum, sed vere odio prosecutum esse hariolationes, asperitate reprehensionum, cum in eos invehit, docemur. Sic in fragmento tragoediae a Clemente Alexandrino servato oltrologis succensens projiciendas esse ait tortuosas eorum frondes (*σκόλιας ἀπάτας*), cum lingua eorum pestifera (*ἀτηρὰ γλῶσσα*) de rebus incertis temeraria effutiat, scientia carens *g*). Sed cum ita divinandi artem impugnaret Euripides, cavendum ei erat, ne Deorum quoque oraculis parum fidere videretur. Factum id esse videmus in Electra. Orestes in hac tragoedia Apollinis oracula rata esse judicat, hominum autem divinationem se valere finere *h*). Cum vero in fine ejusdem tragoediae Castor ac Pollux, Dii ex machina, apparent, valde improbant

d) l. c. v. 759.

e) Γνώμη δ' ἀρίστη μάντις, ἥ τ' εὐβουλία.
l. c. v. 763.

f) — Τοὺς θεοὺς ἔχων τις ἐν
φίλοις, ἀρίστην μαντικὴν ἔχει δόμοις.
l. c. v. 765.

g) Vide fragmentum in Barnesii editione Euripidis, Tom. II. p. 491.

h) *Euripidis Electra*, v. 399.

bant oraculum Oresti ab Apolline redditum, quo persuasus Orestes matrem occiderat. Jure illam poenas dedisse, sed non jure a filio esse necatam i); silendum esse de his rebus, cum Phoebus Deus sit; sed cum sit sapiens, non sapienter eum oraculum reddidisse k). Quomodo hanc sententiam cum reverentia oraculis debita conciliemus? Nam si stulta injustaque ipsis Deorum oraculis facere jubentur homines, etsi non irrita oracula, ad imbuendos rerum divinarum veneratione animos certe non apta sunt. Quaeri etiam potest, cur, cum silendum esse oraculi vitium judicaret Euripides, ipse hoc vitium retegeret. Itaque eum in hac quoque causa pietatem publicam non adiuvasse fatendum est.

Jam ad alteram disputationis partem accedamus, rationemque, qua philosophus scenicus, de religione non optime meritus, mores corrigere virtutisque praecepta animis instillare voluit, dispiciamus. Non ad singulas tantum sententias, sed ad fabularum etiam inventionem ac dispositionem in hoc quoque capite respiciendum nobis videtur.

Multa praeclara virtutis praecepta Euripidis tragoediis inesse, jam in fronte commentationis nostrae diximus. Sed morum honestatem ab ipso centies commendatam atque in quibusdam ejus fabulis egregie depictam primum eo imminuit, quod, in hoc quoque genere, ut in omnibus fere, sibi ipse non constans, et a naturali tragoediae majestate recedens, heroibus in scenam productis mores haud raro tribuit non humanis tantum vitiis non immunes, sed illiberales, humiles et abjectos. Sic Orestem in tragoedia nomine ejus insignita apud Euripidem non talem conspicimus, qualis ab Aeschylo ac Sophocle effingitur; non generosum

i) Δίκαιον μὲν τοῦ ὕδ' ἔχει, οὐ δ' οὐχὶ ὁρᾷς.
l. c. v. 1244.

k) Σοφὸς δ' ὤν, οὐκ ἔχρησε σοι σοφά.
Electra, v. 1246.

rosum illum excelsoque animo cum fatis luctantem, sed sordidum, anxium, turpiter, ut mortem subterfugiat, Helenae ac Menelao insidiantem. Neque Pyladis in hac tragoedia partes meliores sunt. Eosdem tamen juvenes nobilissimos ipse Euripides ita, ut decet poëtam tragicum, depinxit in alia tragoedia, Iphigenia in Tauris, ubi uterque imperterritus, magnanimus, vitaeque, ut amicum servet, prodigus conspicitur. Sed id quoque ad singulare hujus poëtae ingenium pertinet, quod, sibi impar, modo humi serpit, modo ad sublimitatem evehitur Sophocle ac Aeschylo dignam. Minime reprehendendus est in eo, quod mores tragico scribendi genere depingens virtutis sine labe exempla proponere noluit; sed, cum generosum ac magnanimum illud, quo apud Aeschylum ac Sophoclem heroes, etiam dum peccant, eminent, temere alteraret, nullo modo verae virtutis sensum auxit, animos autem, quos erigere debebat, depressit. Ipse, quod in morum descriptione tragica peccavit, admirabiliter correxit in Iphigenia in Aulide. Primum enim generosam virginem morti devotam tam timidam, tamque pusilli animi inducit, ut dolori non temperans vitaeque amore abrepta, exclamet, male vivere melius esse quam bene mori *l*). Qua illiberali sententia poëtam nihil aliud quam naturalem vitae amorem animo imprimis puellari insitum exprimere voluisse, certissimum est; sed eamdem rem aliter verbisque Agamemnonis filia minus indignis exprimere potuisset. Tanto magis laudanda sunt, quae sequuntur, cum eadem Iphigenia sibi reddita fortissime mortem oppetit, matremque in lacrimas effusam erigens, Non tibi soli, ait, sed toti Graeciae me peperisti *m*).

Neque

l) Κακῶς ζῆν κρεῖσσον, ἢ θανεῖν καλῶς.

Iphigen. in Aul. v. 1252.

m) Πᾶσι γάρ μ' Ἕλλησι κοινὸν ἔτεκες, οὐχὶ σοὶ μόνῃ.

l. c. v. 1386.

Neque partes Choro in inventione tragica tribuendae ab Euripide semper ita servatae sunt, ut moribus spectatorum fingendis inservirent. Chori enim potissimum erat, sapientiam commendare, prava consilia improbare, justitiam honestatemque lectissimis verbis ornare. Tantum autem abest, ut hujus officii in Euripidis tragoediis chorus semper rationem habeat, ut in Medea leviter tantum attingat criminis insoliti atrocitatem. Non ignarus sceleris, quod infelix mulier meditatur, leniter eam chorus, miserationis motus, castigat; timide dehortatur, ne perficiat crimen, non propterea, quia impium ac nefandum sit, sed miserrimam fore ipsam, ait, poenitentia. Denique Medeam facinus perpetrantem chorus non coërcet. Miseram interea mulierum conditionem multis verbis deplorat. Tandem, flebilem clamorem filiorum matris manu pereuntium audiens, succurrere miseris constituit; sed ante, quam succurrat, acta res est. Naturaliter satis in hac quoque causa Euripidem mulierum mores delineasse, negari nequit; est enim chorus ille timidus et ignavus ex ancillis Medeae compositus. Verum in eo, quod ejusmodi chorum in hac tragoedia collocavit, culpandum poëtam esse existimo.

Miserationem quovis modo fabularum tragicarum et inventione et dispositione movendam esse, Euripides videtur judicasse. Itaque generaliter etiam rerum humanarum conditionem haud raro deplorat. Quod si poëtae concedas, philosopho tamen cavendum erat, ne ultra, quam satis sit, in hoc lamentationis genere exspatiaretur. Euripides autem tritum illud, ab ipso τὸ παντελῶς θρηλλούμενον appellatum *n*), optimum homini esse, non nasci, non tantum pluries repetivit, sed copiosa malorum, quae in vita hominum sunt, enumeratione exornavit *o*). Electram,

n) In fragmento Bellerophontis, tragoediae deperditae, apud Stobaeum.
o) l. c.

etram, tragoediae, quae Oreſtes inſcribitur, praefantem nullum dicere facit eſſe malum, nullamque calamitatem, neque adflictionem divinitus venientem, cujus pondus non ſuſtineat genus humanum *p*). Sed, neque in hac re ſibi conſtans, in Supplicibus, cum denuo movetur quaeſtio centies agitata, utrum bona plura, an mala, in humanam conditionem cadant, bonorum plus eſſe, Theſeum pronuntiare facit Euripides. Longum ibi recenſum videas commodorum, quibus humana vita gaudet ceterorumque animantium conditioni praeſtat. Si hoc non eſſet, nos in hac luce non fore, Theſeus addit *q*). Cui igitur credamus? an Theſeo, an Electrae?

Variarum ſententiarum ad mores ſpectantium, quibus Euripidis tragoediae refertae ſunt, nonnullas tantum examinemus, quidque Socraticum vel Anaxagoreum iis ineſſe dici poſſit, conſideremus. Ex Socratica quidem diſciplina non profectae eſſe videntur innumerae ſexus feminei vituperationes jam apud veteres, praeeunte imprimis Ariſtophane, irriſui objectae. Euripidem *miſogynum* neque defendere, neque novis opprobriis onerare, hujus loci eſt; monuiſſe tamen eum nonnulla de mulierum conditione, quae fautoribus quoque ſexus feminei arridere poſſint, negari nequit. In Hippolyto, verbi cauſa, mulieres eſſe quasdam, pronuntiatur, quae plus ſapiant, quam oporteat mulierem ſapere; mentis ſimplicitate magis, quam prudentia, quae plerumque in calliditatem vertatur, feminarum pudicitiam muniri *r*). Sed quae alio loco ad commendandam polygamiam ab Euripide proponuntur

p) Ὃν ἔστιν οὐδὲν δεινὸν etc.

Euripidis Oreſtes, initio.

q) *Hippolytus*, v. 200.

r) l. c. v. 616

tur, magis ad risum movendum videntur esse dicta. Non recte tenim legibus de mulieribus constitutum esse, ait; divitem operete quamplurimas uxores ducere, ut improbam ex aedibus ejicere, probam vero retinere possit s)

Ad Socraticam disciplinam referri possit singularis de natura amoris sententia Euripidea ab Athenaeo servata. Amorem esse optimum sapientiae virtutisque magistrum. Juvenibus suadendum esse, ut ne Amorem fugiant, sed, cum advenerit, recte eo utantur t). Quae non ad Amorem vulgarem spectare, patet; Socratis autem sapientia quomodo a Platone ἐρωτικὴ appellatur notum est.

Quaedam ab Anaxagora dicta in hac quoque sententiarum parte ab Euripide repetita esse videntur. Cicero in Quaestionibus Tusculanis de tolerando dolore disputans, versusque Euripideos laudans, quibus mala iis tantum acerba esse dicuntur, quibus non fuerint cogitata, Anaxagorae, addit, auditorem fuisse Euripidem his quoque versibus manifestari, cum Anaxagoras, nuntiata morte filii, dixisse narretur, non ignorasse se, mortalem se filium genuisse u). Ex eodem fonte manare potuerunt, quae de divitiis contemnendis apud Euripidem passim leguntur. Anaxagoras enim, si fidem habeamus Valerio Maximo, interrogatus a divitiarum admiratore, quisnam beatus sit, neminem dixit ex his, quos ille felices existimaret x). Eumdem philosophum universum patrimonium cognatione ei junctis sponte concessisse, Diogenes Laërtius narrat y).

Maxima

s) Vide fragmentum *Incerti*, tragoediae, in Barnesii editione Tom. II. p. 450.
t) Vid. fragm. in Barnesii editione, Tom II. p. 492.
u) *Ciceronis Quaest. Tusc.* I. 3.
x) *Valerius Maximus*, VII. 2.
y) *Diogenes Laertius*, II. 3.

Maxima pars ſententiarum ad mores ſpectantium, quas Euripides fabulis ſuis intexuit, poëtam ipſum auctorem habere videtur, cum et nihil iis inſit, quod ſcholam aliquam peculiariter redoleat, et tempore illo, cum Euripides tragoedias ſcriberet, morum doctrinae ſolidioris initia e Socratica diſciplina vix prodire coepiſſent. Itaque ad Stoicam diſciplinam, tunc nondum ortam, referri nequit, quod ab Euripide ita fere dicitur, ut a Stoico dictum eſſe putares. Sic in Hecuba, tragoedia, hominum bonorum malorumque ingenia comparantur cum terra, quae modo bonam ſegetem fert, modo malam. Non ſimiliter hominis naturam conſtitutam eſſe judicatur; inter homines enim malum nihil aliud eſſe, quam malum, bonum autem ſemper bonum z). A Stoico proferri etiam potuiſſet, quae Euripidi tribuitur a Stobaeo in fragmento ſeruato ſententia, virum juſtum ac ſapientem neque in rebus adverſis iraſci Diis a). Sed eadem ſententia Aeſchylum auctorem habere dicitur ab aliis b). Morum ſtudioſum obſervatorem fuiſſe Euripidem, quaeque ſecum cogitaret, ea haud diſſimulanter eum in medium protuliſſe adparet. Sed nunquam in cogitatione aliqua defixus, nec veri diligens indagator, ſententiam modo hanc, modo illam, qualis ei in mentem veniebat, talem in verſibus poſuit, tamque parum curioſus in hoc genere fuit, ut nec trita ac futilia adſpernaretur, dummodo aliquid veri iis ineſſe putaret. Quid, quaeſo, jejunius dici poſſit illo: Eum eſſe feliciſſimum, cui de die in diem nihil accidat mali? c) Vel: Miſeram

z) *Euripidis Hecuba*, v. 596.

a) Ἀνδρῶν τόδ' ἔστω ἐνδίκων τὸ καὶ σοφῶν,
Κἂν τοῖσι δεινοῖς μὴ τεθυμοῦσθαι θεοῖς.

Vide fragm. ex Stobaeo in Barneſii editione Euripidis, Tom. II. p. 485.

b) Vide l. c.

c) *Euripidis Hecuba*, v. 627.

rem esse domum consilii inopem? d) Atqui non pauca hujus generis ex Euripidis tragoediis colligere licet, quibus fabulae splendor minuitur, ad sapientiam autem propagandam nihil effici tur.

Ad laudes Euripidis pertinere existimo, quae de civitate regenda pluribus locis in tragoediis ejus populo propinantur. Numquam adulatus est populo, quamquam tragoediarum ejus illa, quae Supplices inscribitur, tota fere reipublicae Atheniensium praeconium esse videtur. Quidni enim poëtae Athenienſi liberae civitatis regimen summo unius imperio anteponere liceret? Civitatem liberam unius imperio praeferendam esse, splendido sermone exponit Theseus, Athenarum conditor, in Euripidis Supplicibus. Alucinari poëtam, dicere possis, cum Theseum Athenarum regem, civitate nondum mutata in formam eam, quae unius imperium non patitur, regni oforem fingat. At enim non depinxit tyrannum, Graeco loquendi more, sed principem civitatis legibus bene constitutae. Eo rempublicam contineri, quod quisque leges accurate servet, Aethra, Thesei mater, in eadem tragoedia filium monet, cum illo, quidnam faciendum sit, dubius haeret e). Populi autem imperio justi fines excedenti tam parum favet Theseus, civitatis liberae praestantiam extollens, ut neque pauperum, neque divitum consilio bene rempublicam regi pronuntiet; divites enim plura semper expetere, pauperes autem, invidia commotos, convitiis proscindere divites, ipsos malorum praesidum linguis decipi; tertiam denique civium partem, in medio constitutam, disciplinam ipsamque civitatem servare f). Contra oratores verborum lenociniis plebem corrumpentes Euripides pluribus locis insur-

d) In *Oreste*, v. 70.
e) *Euripidis Supplices*, v. 318.
f) l. c. v. 233 sq.

ſurgit. In Hippolyto eos, qui inter ſapientes nullius ſint pretii, aptiores ait eſſe ad loquendum apud turbam *g*). In Bacchis Tireſiae judicat, virum ſibi confidentem, potentem, ac facundia pollentem, niſi mentem habeat ſanam, perniciosum eſſe civem; ſapienti, cum bonas occaſiones loquendi nactus ſit, non arduum eſſe, praeclare dicere *h*). Ejusmodi ſententiis de ſcena in medium prolatis, cum vitia attingerent, quibus potiſſimum laborabat Atheniensium respublica, certe plebem permulcere Euripides noluit. Vanam libertatis ſpeciem animo ejus obſervatam non eſſe, praeclare expreſſit in Hecuba, ubi ſpectabilis haec femina neminem mortalium declarat eſſe liberum; aut pecuniae ſervos eſſe homines, aut fortunae; ipſisque legibus, quibus respublica regatur, effici, ne quis pro arbitrio moribus utatur *i*). Populi Atheniensis in ducibus ad bella gerenda creandis levitatem ac ſocordiam pluribus locis Euripides caſtigavit. In Supplicibus nuntius, Theſeum bene geſtas exponens, talem, addit, copiarum ducem eligere oportere, qui et in periculis fortis ſit, et oderit populum inſolentem *k*). Magis arridere plebi potuerunt, quae de generis nobilitate in fragmento Alexandrae, tragoedine Euripidis deperditae, dicuntur; nullam malis hominibus nobilitatem ineſſe; matrem tellurem omnibus hominibus conſimilem faciem eſſe largitam; nobilium ignobiliumque eamdem eſſe progeniem; tempus legibus arbitrariis nobilitatem reddere glorioſam; in prudentia ac ſapientia veram nobilitatem ſitam eſſe, divinitus datam *l*). Quae cum

ab

g) *Hippolytus*, v. 908.

h) *Bacchae*, v. 270.

i) *Hecuba*, v. 864.

k) *Supplices*, v. 726.

l) Vide fragmentum ex Stobaeo in Barnesii editione Euripidis, Tom. II. p. 419.

ab aliis etiam, qui philoſophi ſibi quidem eſſe videbantur, ſae-piſſime proclamata ſint, Euripidem plebis adſentatorem fuiſſe non erguunt.

Inter miras ac ſingulares hujus poëtae ſententias referendum eſt, quod contra Athletas dixit in Autolyco, dramate, cujus, etſi ſatyricum fuiſſe perhibetur, tamen mentio nobis hoc loco facienda eſt, quoniam ex fragmento, quod Athenaeus ſervavit, Euripidis fiducia vel, ſi malis, temeritas in impugnandis et opinionibus et inſtitutis a majoribus acceptis praecipue elucet. Athletarum corpora ultra modum exercitata, etſi ad luctam aptiſſima, belli tamen laboribus perferendis minus erant idonea. Quod cum nemini Graecorum eſſet ignotum, Athletarum nihilo minus colebatur inſtitutio, quoniam non ad ludos tantum publicos pertinebat, ubi corporum non minus quam ingeniorum praeſtantia palma erat condecoranda, ſed juventuti etiam exemplo erant Athletae, ad quantum virium, ſtrenua exercitatione, exſurgere poſſit corpus humanum. Imminenſo Graecos hoc exercitationis genus colere ſolitos eſſe, cum publicis ſumtibus Athletas, qui palmam reportaſſent, alendos eſſe judicarent, principemque iis in ſpectaculis locum concederent, improbari poterat a philoſopho plus animi quam corporis viribus tribuente. Xenophanem Colophonium, Eleaticae philoſophiae auctorem, hunc Graecorum morem non leniter caſtigaſſe, apud Athenaeum legimus m). Euripides autem non odio tantum habuit Athletas, ſed, cum innumeris malis Graecia prematur, hoc malo nihil pejus eſſe, luculenta demonſtratione oſtendere ſtuduit. Viros probos ac ſapientes, patriae propugnatores, reipublicae moderatores, coronandos eſſe ait, non homines

toros,

m) Vide verſus Xenophanis in *Athenaei Deipnoſoph.* X. 6., ex editione *Schweighaeuſeri*, Tom. IV. p. 13.

Uloe inutili robore ſuperbientes, ventri deditos, laborum impatientes, qui ne recte quidem ſe alere didicerint, quique inventutis tantum tempore ſpecioſi incedant, ſenectute autem adveniente pereant, lacernis ſimiles detritis. *n*). Xenophanis verſus Euripidem, cum haec ſcriberet, imitatum eſſe, ut Athenaeo videtur, non ſimpliciter dixerim, etſi eos memoriae ejus obverſatos eſſe haud negaverim. Exacerbatus mihi videtur fuiſſe recordatione ſui ipſius pueritiae. Nam patri ejus a Chaldaeo fatidico reſponſum eſſe perhibetur, puerum, cum adoleviſſet, in certaminibus fore victorem, quod pater interpretatus, Athletam debere eſſe filium, inter athletas eum deduxiſſe fertur. Narrantur haec a Gellio, qui auctorem nominat Theopompum *o*). Eleuſinio itaque ac Theſaeo certamine pugnaſſe Euripidem juvenem, et coronatum eſſe, mox autem a corporis cura ad animi excolendi ſtudium transgreſſum Anaxagorae ac Prodici auditorem fuiſſe, Gellius ex Theopompo addit. Ignoſcendum igitur est viro ingenii dotibus excellenti, quod modum exceſſerit in reprehendendo vitae genere, cui ſe quoque deſtinatum fuiſſe erubeſcebat. Eamdem ob rem tam acriter contra vaticinia inſurreziſſe mihi videtur, quia Chaldaei vaticinio pater permotus erat, ut inter Athletas eum deduceret.

Sed finem huic diſputationi imponentes ſummam rerum a nobis expoſitarum paucis comprehendamus. Poëtis ad philoſophiae ſtudium propenſis Euripides adnumerandus eſt; ſed cum philoſophorum more quid de rerum natura, quidque de humana conditione ſtatuendum ſit, animo volveret, non ſatis huic cogitationi immoratus, neque de rebus diligenter penſitandis ſollicitus.

n) Vide verſus ex Autolyco apud Athenaeum l. c. p. 10.

o) Noct. att. XV. 20.

tus, id tantum quaerebat, quod generaliter pronuntiaret. Itaque non tam veri, quam sententiarum, studiosus fuit. Aliorum vestigiis inhaerere dedignatus, Anaxagoreas tantum aliqua nonnunquam repetens, inter manifesta ac perplexa, certa ac dubia, fluctuans, sapere tamen sibi videbatur. Ad tragoediae perfectionem ea, qua usus est, philosophandi ratione nihil effecit. Superstitionem audacter magis, quam prudenter, impugnavit. Morum praecepta quandoque temere effudit, saepius tamen utilissima in medium protulit, animosque ad virtutem colendam sedulo excitavit.